

Ostland-Berichte

Auszüge aus polnischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen

Herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig

Bei Rückfragen ist auf die am Schlusse jedes Artikels stehende Nummer Bezug zu nehmen.

Inhaltsverzeichnis.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Propaganda.

Das Problem Ostpreußen im Lichte der natürlichen Kräfte 77

Forschungsergebnisse.

Ein polnisches Sammelwerk über die Geschichte Pommerellen	8
Die sogenannte baltische Keramik in Westpolen	83
Kostrzewski, J.: Hügelgräber (Kurgane) und Steinkreise in Odrz, Kr. Konitz	84
Tymieniecki, K.: Pommerellen im 9.—12. Jahrhundert	86
Tyc, T.: Pommerellen und der Deutsche Ritterorden	89
Die Forschungsmethoden des Westslawischen Instituts an der Universität Posen	92

Politische Fragen.

Die Bedeutung der poln. Schülervereine 95

Wirtschaft.

Die Bedeutung der polnischen Kohlenausfuhr für die skandinavischen Staaten	97
Ringman, A.: Die wirtschaftliche Unifizierung Oberschlesiens mit Polen	98

Das Problem Ostpreußen im Lichte der natürlichen Kräfte.

Der vorliegende Aufsatz ist sehr beachtenswert, denn er zeigt, was einem gebildeten polnischen Publikum zugemutet werden kann, und wie erstaunlich groß die Unkenntnis der einfachsten historischen Vorgänge gerade bei denjenigen ist, die sich berufen fühlen, über die auf ihnen sich aufbauenden politischen Probleme zu schreiben. Dies ist um so auffallender, als der Aufsatz in einer ernst zu nehmenden Zeitschrift erscheint, deren Redaktionskomitee vorwiegend aus angesehenen Universitätsprofessoren wie J. Dąbrowski, Br. Dembiński, R. Dąbowski, St. Estreicher, M. Handelsman, St. Kętrzyński (gegenwärtig polnischer Gesandter im Haag), W. Komarnicki, L. Kulczycki, St. Kutrzeba, J. Makowski u. a. m. besteht. Die Ausführungen unseres Verfassers, der sich bescheiden hinter dem Pseudonym „Prutenus“ verbirgt, sind aber noch in anderer Hinsicht bemerkenswert. Es bedarf keines besonderen Beweises, daß die Zeitschrift, in der Herr „Prutenus“ schreibt, der „Przegląd Polityczny“ (Politische Rundschau), dem polnischen Außenministerium nahesteht. Ja es sind sogar bestimmte Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß unser „Prutenus“ diesem Außenministerium als Beamter angehört hat oder noch angehört.

Diese Tatsache muß man sich vor Augen halten, um die Ausführungen des Verfassers in ihrer ganzen Tragweite würdigen zu

können. Schon der erste Satz zeigt eine in der polnischen politischen Publizistik neuerdings beliebte Methode. Man glaubt, der deutschen Klage über die Zerreißung Ostdeutschlands durch den Weichselkorridor die Stoßkraft zu nehmen, indem man behauptet, nicht Deutschland sei in Versailles geschädigt worden, sondern Polen, indem ihm Gebiete, auf die es ein historisches Anrecht habe, vorenthalten worden seien. So spricht der Verfasser schon im ersten Satze von „Ostpreußen, das durch seine unnatürlichen politischen Grenzen, die im Gefolge des Traktates von Versailles gezogen worden seien, so tief in polnisches Gebiet einschneidet. Es ist dies um so erstaunlicher, als das Gebilde, das heute Ostpreußen genannt wird, seine Entstehung in der Geschichte Polen verdankt und von ihm lange Jahrhunderte hindurch abhängig war“ (S. 17).

Die These, welche Verfasser durch seine Ausführungen beweisen will, ist: dadurch, daß Polen in Versailles Ostpreußen (hier ist der ganze Raum zwischen Weichsel und Njemen gemeint) nicht erhalten hat, sind naturgegebene Gesetze verletzt worden. Aber die diesen Gesetzen innewohnende Kraft wird sich letzten Endes doch durchsetzen, d. h. Ostpreußen wird doch noch einmal in den polnischen Staat aufgehen: „Solche Kräfte innerhalb der Beziehungen Polens zu Ostpreußen bestanden fast von Beginn der historischen Epoche an. Die Feststellung ihrer Wirkung muß eine sehr wichtige Aufgabe des polnischen politischen Gedankens sein, um so mehr, da die Vergewaltigung, von der oben die Rede war, noch andauert und zwar in sehr verschiedenen Formen. Die Analyse der Bestandteile dieser Vergewaltigung und die Erkenntnis ihrer Bedeutung im Vergleich mit der Bedeutung der natürlichen Kräfte, welche die Geschichte bilden, gibt uns erst die Möglichkeit, ein gerechtes Urteil über die Ereignisse der Vergangenheit und die Erscheinungen der Gegenwart, welche sich zu dem Problem verdichten, abzugeben“ (S. 17/18).

Verfasser erklärt dann, in seinen folgenden Ausführungen die Behauptungen der deutschen Wissenschaft über die geographischen und historischen Verhältnisse West- und Ostpreußens wiedergeben zu wollen. Nach einigen Bemerkungen über die geographischen Verhältnisse, die nach dem Verfasser gerade beweisen, daß Ostpreußen „eine typische und natürliche Fortsetzung der masovischen Niederung und des masovischen Seengebietes darstellt, das einen analogen Bau mit allen charakteristischen Zeichen sowohl in Bezug auf Flora als auf Wasserfauna“ aufweise, bringt er die Behauptung vor, die deutschen „Historiker“ hätten das untere Flußgebiet der Weichsel, das nach ihrer Behauptung schon 1000 Jahre vor Chr. Geburt von germanischen Stämmen bewohnt gewesen sei, als die Wiege Deutschlands bezeichnen.

Aber bei der Vorgeschichte will der Verfasser sich nicht aufhalten, sondern sogleich der Zeit zuwenden, da die Deutschen als Deutsche zum ersten Male an die Weichsel kamen. „Tatsache ist, daß das Territorium des heutigen Pommerellens zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch eine slavisch-polnische Bevölkerung bewohnt war.“ Die östlich der Weichsel sitzenden Preußen haben, nach dem Verfasser, den polnischen Staat durch Kriegszüge beunruhigt, und „da er sich gegen die Preußen sichern und sich der sozialen und politischen Konsolidierung seines eigenen Staates widmen wollte, rief Konrad von Masovien im Jahre 1226 den Ritterorden herbei und bestimmte ihm gewissermaßen als Wohnstätte Kulm und als Aufgabe die Ausführung von Kreuzfahrten auf dem rechten Ufer der Weichsel gegen die heidnischen Preußen und Litauer unter der Bedingung, daß sie die in Preußen eroberten Gebiete in der Form eines polnischen Lehens besitzen würden.“

Diese Absicht des polnischen Fürsten sei aber vom Orden durchkreuzt worden, indem er Urkunden gefälscht habe, welche ihm das Besitzrecht auf diese Länder zuerkennen hätten. Dann erwähnt der Verfasser die weiteren Ereignisse der Auseinandersetzung zwischen Polen und dem deutschen Orden und kommt schließlich zum 2. Thorner Frieden von 1466, „kraft dessen auf dem linken Ufer der Weichsel Pommerellen und auf dem rechten Ufer die Kreise Elbing, Marienburg, Stuhm und Rosenberg mit der Marienburg

als Sitz der Wojewodschaft und außerdem das Bistum Ermland zu Polen zurückkehrten“ (S. 21).

Ganz abgesehen davon, daß die Ansprüche der polnischen Krone auf Pommerellen sich lediglich darauf gründeten, daß der letzte Herzog von Pommerellen, Mestwin, sein Land durch den Vertrag von Kempen im Jahre 1282 dem Herzog von Großpolen schenkte, der aber schon 1296 ermordet wurde, konnten die polnischen Könige nicht einmal Ansprüche auf das ganze auf dem linken Weichselufer gelegene Gebiet machen, denn schon vor der Schenkung von Kempen hatte Sambor, der Onkel des letzten Pommerellerherzogs, große Teile seines Herrschaftsgebietes (vor allem das Land Mewe) dem deutschen Ritterorden geschenkt. Bei den Gebieten östlich der Weichsel kann aber erst recht nicht von einer „Rückkehr“ zu Polen die Rede sein, da sie nie zum polnischen Reiche gehört haben und aus dem Besitze der Ureinwohner, der Preußen, unmittelbar an den Deutschen Ritterorden übergegangen sind.

Über Ostpreußen nach dem zweiten Thorner Frieden bzw. seit der Säkularisation weiß unser geschichtskundiger Verfasser zu berichten: „Das Herzogtum Preußen erhielt damals seinen Namen von der preußischen Urbevölkerung, und erst durch die Kolonisation, die übrigens nicht nur aus Deutschland stammte, erhielt es seinen späteren deutschen Charakter.“ (Diese Kolonisation ist also nach dem Verfasser seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts zu datieren!) „Die südlichen Teile des Herzogtums Preußen waren dagegen schon seit dem 13. Jahrhundert vorwiegend durch polnische Elemente kolonisiert worden, und daher kommt es, daß außer dem Bistum Ermland, das von Natur polnisch war¹⁾ (!), der südliche Teil von Ostpreußen, das sogenannte Masuren, bis auf den heutigen Tag einen polnischen Charakter tragen¹⁾.“

Hierzu wäre zu bemerken, daß der südliche Teil Ostpreußens im wesentlichen erst seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts mit Masowiern besiedelt worden ist (vgl. S. Gollub, „Die Masuren“ in W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden, S. 286 ff.), die aber schon seit 300 Jahren ein kulturelles Eigenleben geführt und ihr angebliches „Polentum“ dadurch dokumentiert haben, daß sie bei der Abstimmung von 1920 sich mit 97,5 % für Deutschland erklärten!

Im weiteren Verlauf seiner historischen Ausführungen gelangt der Verfasser zur ersten Teilung Polens und weiß zu erzählen, daß die dadurch erfolgte Einverleibung Westpreußens in den preußischen Staat unter dem Widerstande der Bevölkerung vor sich gegangen sei. In diesem Zusammenhang erwähnt er die Haltung Danzigs und den Aufstand des „Bürgermeisters“ Roth. Daß dieser Aufstand lediglich ständischen Charakter trug und fast 100 Jahre früher stattgefunden hat, bekümmert unsern Verfasser in keiner Weise. Ihm kommt es nur darauf an, aus der Geschichte zu beweisen, daß die deutsche These von der territorialen Zerschlagung Preußens und der Herabdrückung Ostpreußens auf die Stufe einer Kolonie, nicht zutreffe. Ostpreußen sei nur durch dynastische Interessen mit Brandenburg-Preußen verbunden gewesen; die wirtschaftlichen Interessen hätten die ostpreußischen Städte immer mit Polen verbunden. „Diese natürlichen Rechte“, so schließt der Verfasser diesen Abschnitt, „welche Ostpreußen mit dem polnischen Hinterlande verbanden, wurden vergewaltigt: das erste Mal durch den deutschen Ritterorden, das zweite Mal durch die Befreiung der Hohenzollern von der polnischen Lehnshoheit, das dritte Mal durch die Teilung Polens und schließlich durch die Tatsache der staatlichen und zollmäßigen Zugehörigkeit Ostpreußens zu Deutschland“ (S. 22).

Zudem ist nach dem Verfasser die Bevölkerung Ostpreußens in keiner Weise als germanisch anzusprechen. Schon von der Besiedlung durch den Orden weiß uns der Verfasser zu erzählen, daß diese ausgeführt wurde durch Holländer, Schweizer, Franzosen sogar Schotten und Engländer und fährt dann fort: „Heute bietet Ostpreußen vom ethnographischen Standpunkte aus ein solches Bild, daß in dem nördlichen Teile in geschlossener Masse die Deutschen wohnen; jedoch das rechte Ufer der Weichsel, Ermland und Masuren sind von einer geschlossenen polnischen

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

Masse bewohnt. Die Gebiete des Njemen werden durch Litauer bewohnt. Die heutigen Deutschen, welche Ostpreußen bewohnen, kann man aber in keiner Weise als Germanen ansehen; im Gegenteil, sie stellen eine Mischung von Litauern und Polen dar, d. h. der einheimischen Bevölkerung mit späterem hinzugeströmtem Element, das sich aus einer ganzen Reihe von europäischen Rassen und Völkern zusammensetzt.“

Vom ethnographischen Standpunkt aus haben also nach Meinung des Verfassers die Deutschen gar keine Berechtigung, Ostpreußen als einen Teil des deutschen Volksbodens zu beanspruchen! Ja noch mehr, der Verfasser hat auch die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Kultur Ostpreußens gar nicht einen Teil der deutschen Kultur bildet, sondern ihre ganz besonderen Wege gegangen ist: „Die Universität Königsberg war von der Krakauer Universität abhängig, und das Privileg für sie stellte der polnische König Sigismund August im Jahre 1650 aus. Viele polnische Gelehrte wie Johann Seklucjan, Stanislaus Rafalowicz, Abraham Kulwiec, Johann Malecki, Andreas Samuel, Stanislaus Murzynowski, Adalbert Nowomiejski und viele andere wirkten und lehrten in Königsberg, die polnische Sprache erfreute sich zur Zeit der Lehnsabhängigkeit großen Ansehens und wurde als die Hofsprache betrachtet. Eine ganze Reihe von Kirchen wurde zur Zeit der Lehnsabhängigkeit von polnischen Königen begründet und noch bis auf den heutigen Tag weist man ihre Privilegien vor“ (S. 23).

„Bei dieser Sachlage ist es eine ganz natürliche Erscheinung, daß die Kultur der Provinz¹⁾ bis zu der Zeit der polnischen Teilungen unter überragendem polnischem Einfluß²⁾ gestanden hat. Beweis hierfür sind die Volkslieder und die Volksbräuche, und besonders die Architektur der Renaissancezeit, welche bei einer ganzen Reihe von Gebäuden, besonders Kirchen, einen ausgesprochenen polnischen Einfluß zeigt.“

„Der Charakter der Städte war allerdings deutsch, der lübisch-hansische Einfluß hinterließ unverwischbare Merkmale. Jedoch unterscheiden sich ebenso Elbing wie Königsberg in ihrer Architektur auffallend von anderen deutschen Städten und ähneln Danzig, wo der polnische Einfluß unbestreitbar war!“ (!!)

„Es verdient bemerkt zu werden, daß Ostpreußen bis zu der Zeit der polnischen Teilungen weder einen deutschen Dichter noch einen deutschen Gelehrten hervorgebracht hat. Koppernikus und Hosius waren Polen, Kant war schottischer Abstammung, Hoffmann erschien erst zu Ende der polnischen Selbständigkeit.“

„Man kann also aus Obigem sehen, daß die kulturelle Entwicklung Ostpreußens in einer ganz anderen Richtung ging, sagen wir von Süden nach Norden, und nicht von Westen nach Osten, wie das den Deutschen in ihre Argumentation paßte. Die natürlichen Kräfte wirkten von polnischer Seite her; von der deutschen Seite begann erst der Prozeß geistiger Bedrückung, der noch bis heute andauert¹⁾ und zur Folge hat, daß Sudermann, durch und durch ein Deutscher, seine literarischen Anregungen in litauischen Motiven suchen muß.“

Beim Lesen dieser Ausführungen ist man geradezu erdrückt durch die Fülle der vorgebrachten Behauptungen und „Argumente“. Man möchte sie mit einem Lächeln bei Seite schieben, wenn nicht der Ort, an dem der Aufsatz erschienen ist, und das Redaktionskomitee, dessen Bestand in der Vorbemerkung charakterisiert wurde, dazu zwängen, diese Ausführungen bitter ernst zu nehmen. Man ist bestürzt über die Tatsache, daß die Vertreter polnischer Wissenschaft ein derartiges Machwerk, wie die Ausführungen des Herrn „Prutenus“, gebilligt und sich mit seinem Inhalte identifiziert haben. Es genügt, einige der vorgebrachten Behauptungen zu wiederholen, um ihre Absurdität vor Augen zu führen: polnische Architektureinflüsse in Danzig, Elbing und Königsberg; Ostpreußen habe bis 1772 keinen deutschen Dichter oder Gelehrten hervor-

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

(Das Problem Ostpreußen im Lichte der natürlichen Kräfte.)

gebracht! Kennt der Verfasser wirklich nicht Männer wie Simon Dach, Gottsched, Hamann, Herder? Und selbst wenn Kant von schottischen Einwanderern abstammte, was beweist das? Mit dem gleichen Rechte könnte behauptet werden, die eigentlichen Repräsentanten der polnischen Literatur und des polnischen politischen Gedankens seien keine Polen, sondern Litauer und Ukrainer, denn die Dichter Mickiewicz, Sienkiewicz und Slowacki, ferner Kościuszko und Piłsudski entstammen polonisierten litauischen und ukrainischen Adelsfamilien. Es genügt, dies nur zu erwähnen, um den ganzen Widersinn der Argumentation unseres Verfassers zu zeigen. Die unbedingt deutsche Abstammung des Kopernikus ist jetzt durch die abschließende Untersuchung von G. Bender (Heimat und Volkstum der Familie Kopernik, Breslau 1920) derart einwandfrei nachgewiesen worden, daß die Streitfrage über die nationale Zugehörigkeit dieses großen Westpreußen endlich als erledigt angesehen werden muß.

Geradezu unglaublich sind aber die Ausführungen, welche die Kultur Ostpreußens als einen Teil der polnischen Kultur hinstellen und sich zu der Behauptung versteigen, daß von Polen her das Licht der Aufklärung nach Ostpreußen gedrungen sei, während von Deutschland her nur geistige Bedrückung gekommen sei. Und einziger Beweis für diese Behauptung ist die Tatsache, daß Sudermann mit Vorliebe litauische Motive verwendet hat! Sind diese Ausführungen schon äußerst beschämend für die polnische Wissenschaft, so sind sie aber auch für uns im höchsten Maße gefährlich, denn die vom polnischen Außenministerium in französischer Sprache herausgegebene Zeitung „Le Messenger Polonais“, die in der ganzen Welt verbreitet wird, hat den vorliegenden Artikel in seinen wichtigsten Teilen in wörtlicher Übersetzung veröffentlicht (in den Nummern vom 25., 26., 28. April, 2. und 8. Mai 1928). So gelangen diese Behauptungen in weite Kreise des kritiklosen europäischen Publikums und machen dieses zum ersten Male in dieser unerhörten Weise mit dem ostpreußischen Problem bekannt.

Aber nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich haben nach der Behauptung des Verfassers die engsten Beziehungen zwischen Ostpreußen und Polen bestanden. Und wenn die ostpreußische Wirtschaft heute schwere Zeiten durchlebe, so komme dies nur daher, daß sie von ihrem natürlichen Hinterlande Polen durch Zollmauern abgeschlossen sei: „Die Anstrengungen der Deutschen, welche dahin zielten, Ostpreußen mit Gewalt in die west-östliche und ost-westliche Wirtschaftskonzeption hineinzudrängen, blieben erfolglos, und Ostpreußen ist heute in jeder Hinsicht eine ausgesprochene Defizitprovinz, auf welche die Reichsregierung kolossale Summen zur Unterstützung von Landwirtschaft, Handel und Industrie und für kulturelle Zwecke verwendet, um nur die Anhänglichkeit Ostpreußens an das Reich aufrecht zu erhalten. Wir beobachten also hier eine neue Phase der Gewaltanwendung, die sich jetzt in der Form von materiellen Vorteilen verbunden mit dem Mißbrauch von Phrasen über die Bedrohung der Provinz durch den polnischen Imperialismus äußert. Wir haben es hierbei mit einer offensichtlichen Fälschung zu tun, welche auf einer Verwirrung der Anschauungen beruht, von der ihre Urheber sich zweifellos genau Rechenschaft ablegen. Denn der Imperialismus ist auf Seiten der Deutschen, von polnischer Seite dagegen wirken natürliche Kräfte!“ (S. 25.)

Als Beweis für seine Behauptungen zitiert „Prutenus“ eine Denkschrift, die angeblich im Jahre 1919 von dem Syndikus der Handelskammer in Königsberg, Fritz Simon, verfaßt und später vernichtet worden sein soll. Simon soll darin eine Zollunion zwischen Ostpreußen und Polen empfohlen haben, weil nur so Ostpreußen sich wirtschaftlich halten könne. Und nur wenn Ostpreußen sich wirtschaftlich halten könne, sei sein Verbleiben beim Deutschen Reich gesichert.

Aber die Deutschen hätten diesen Vorschlag Simons nicht befolgt, sondern „betraten den Weg sehr kostspieliger Experimente, indem sie Ostpreußen auf dem Wege der Korruption absorbieren wollen.“ „Die Deutschen fahren fort, die

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

natürlichen Kräfte zu vergewaltigen, indem sie danach streben, um jeden Preis Ostpreußen als die am weitesten nach Osten vorgeschobene Bastion des Deutschtums und als Verbindungsbrücke mit Rußland zu erhalten, mit dem Ziele, in Europa eine paradoxe Hegemonie von Kapitalismus und Kommunismus aufzurichten¹⁾. Ostpreußen erfüllt in keiner Weise seine Rolle als Mittler in dem Wirtschaftsleben der Länder am Schwarzen Meere, Polens und des Baltikums, ist aber statt dessen ein Asernal Deutschlands geworden, ein „place d'armes“ für Revanchegelüste und der Platz für verschiedene Experimente, Condottiere-Armeen zu schaffen, worauf die wachsame französische Publizistik wiederholt in alarmierenden Artikeln aufmerksam macht²⁾, indem sie auf das Paradoxe der Situation hinweist, daß zu gleicher Zeit Stresemann in Genf weitgehende Anträge auf allgemeine Abrüstung und Unmöglichmachung eines Krieges in Zukunft stellt.

Das ostpreußische Problem besteht tatsächlich für Europa und die europäische Meinung sollte ihm mehr Aufmerksamkeit schenken.“

Mit diesen auf die früheren Feinde Deutschlands schlau — um nicht zu sagen perfide — berechneten Argumentationen schließt der sehr beachtenswerte Artikel des Herrn Prutenus.

[„Problem Prus Wschodnych w świetle sił przyrodzonych“ in „Przegląd Polityczny“ (Politische Rundschau), Jhg. V, Bd. VIII, Heft 1/2 (Warschau 1928), S. 17 ff.] **(62)**

Ein polnisches Sammelwerk über die Geschichte Pommerellens.

Der schon lange angekündigte dritte Band der „Historischen Jahrbücher“ (Roczniki historyczne), herausgegeben durch die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen (Towarzystwo miłośników historii w Poznaniu) ist Ende 1927 erschienen. Er soll augenscheinlich die auf der polnischen Historikertagung in Posen im Dezember 1925 aufgestellte Forderung nach einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte Pommerellens erfüllen³⁾. Elf einzelne Aufsätze von neun Verfassern behandeln die Vergangenheit Pommerellens von der Vorgeschichte an bis zum Jahre 1918.

Über die Vorgeschichte Pommerellens berichtet auf S. 1—12 der in den Ostland-Berichten vielfach genannte Posener Prähistoriker, Professor K o s t r z e w s k i.

Der unsern Lesern ebenfalls bekannte Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Posen, K. T y m i e n i e c k i hat (S. 13—30) die darauf folgende Periode bis zum Erscheinen des Deutschen Ordens (Pomorze za Bolesławów) und in einem zweiten Abschnitt (S. 67—91) den Untergang der Ordensherrschaft (Upadek rządów Krzyżackich na Pomorzu) dargestellt.

Der im August 1927 verstorbene Posener Privatdozent Theodor T y c (vgl. Ostland-Berichte Jhg. 1, Nr. 1, S. 3; Nr. 2, S. 32 ff.) hat die Beziehungen Pommerellens zum Deutschen Ritterorden (Pomorze polskie a krzyżacy) behandelt (S. 31—66).

Die Zeit der allmählichen Angliederung Westpreußens an den polnischen Staat, die in dem Gewaltakt von Lublin im Jahre 1569 ihren Abschluß fand, ist von K. S l ó s a r c z y k auf S. 92—110 dargestellt worden. (Sprawa zespolenia Prus Królewskich z Koroną za Jagiellonów.)

Der Inhaber des Lehrstuhls für polnische Geschichte an der Universität Krakau, W. K o n o p c z y Ń s k i hat zwei Abschnitte übernommen: auf S. 111—141, Die Schicksale Westpreußens im Verbands des polnischen Staates in der Zeit von 1569—1772 (Prusy Królewskie w unji z Polską) und auf S. 142—172, Die Rolle Westpreußens in der baltischen Politik, dem Streben Polens, das „dominium maris Baltici“ zu erlangen (Polska polityka bałtycka).

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

²⁾ Sollten diese Artikel nicht in Warschau verfaßt worden sein? (Red.)

³⁾ Vgl. Ostland-Berichte Jhg. 2 Nr. 4, S. 60 ff. und S. 58.

Das Wirtschaftsleben Pommerellens in der Zeit von 1454—1772 (Zycie gospodarcze Pomorza w czasach Rzeczpospolitej) ist auf S. 173—200 von M. K n i a t dargestellt worden.

Der unsern Lesern schon bekannte Professor T. G r a b o w s k i *) hat die polnische Literatur in Pommerellen (Literatura polska na Pomorzu) auf S. 201—216 behandelt.

Nachdem A. W o j t k o w s k i auf S. 217—254 die Zeit von 1772—1815 dargestellt hat (Zabór pruski), schließt der im letzten Heft der Ostland-Berichte (S. 61) erwähnte Vorsitzende „der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Thorn“ Pfarrer M a n k o w s k i den Band mit einer längeren, die Seiten 255—323 umfassenden Darstellung des Jahrhunderts von 1815—1918. (Pod rządami pruskiemi.)

Beigegeben sind dem Bande ein Nachruf auf T. Tyc mit einer Bibliographie seiner Schriften und eine von Professor W. S e m k o w i c z in rohen Umrissen gezeichnete Karte von Pommerellen.

Schon äußerlich ist eine gewisse Ungleichheit zu bemerken, da mehrere Aufsätze ohne wissenschaftlichen Apparat (Quellenbelege, Hinweise auf Kontroversen) erschienen sind, während andere ihn aufweisen. Und gerade bei den Aufsätzen, welche die vielumstrittene an wissenschaftlichen Problemen reiche Zeit bis zum Untergange der Ordensherrschaft in Westpreußen behandeln, empfindet man diesen Mangel besonders stark. Wenn auch die hier in Frage kommenden Verfasser, Tymieniecki und Tyc, als Kenner der von ihnen behandelten Gebiete anzusehen sind, so stehen oder standen sie doch in so engen Beziehungen zum „Westmarken-Verein“, daß sie gerade Wert darauf gelegt haben müßten, ihre vorgebrachten, oft sehr gewagten und tendenziösen Behauptungen durch Verweise auf die Quellen zu stützen. Ebenso wären auch Hinweise auf die abweichende Stellungnahme der deutschen Forschung und Auseinandersetzung mit ihr in einer wissenschaftlichen Zeitschrift am Platze gewesen. Besonders aber werden die geschichtskundigen polnischen Leser eine Stellungnahme der beiden Verfasser zu der oft recht abweichenden Anschauung des pommerellischen Historikers St. Kujot vermissen, dessen gründliches Geschichtswerk (Dzieje Prus Królewskich) nur bis zum Jahre 1308 gelangt ist. Bei der großen Autorität, welche beide Verfasser genießen, werden die von ihnen vorgebrachten unbewiesenen Behauptungen als wissenschaftliches Dogma in den Kreisen der Leser, besonders der Lehrer der polnischen Jugend, aufgenommen werden, denen dadurch eine im Geiste des Westmarkenvereins geschriebene tendenziöse Darstellung geboten wird.

Aber die einzelnen Aufsätze dieses Zeitschriftenbandes wird in dieser und der nächsten Nummer Bericht erstattet werden.

[„Roczniki Historyczne“, Jhg. III, Posen, 1927.] (59)

Die sogenannte baltische Keramik in Westpolen.

Aber dieses Thema hielt im März 1928 auf der Sitzung der Prähistorischen Gesellschaft in Posen der Bibliothekar des Prähistorischen Instituts an der Posener Universität, K. J a z d z e w s k i, einen Vortrag auf Grund von Fundstücken aus 17 Fundstätten, die in den letzten vier Jahren auf dem Gebiete Großpolens festgestellt wurden. (Bisher sind insgesamt 40 Fundstätten westlich der Weichsel aufgedeckt worden.) Nach den Ausführungen des Vortragenden sind als typische Zeichen dieser Keramik-Gruppe anzusehen: Gefäße mit gewelltem Rande und Schnurornamenten, ferner Stücke mit Buckeln und eingebogenen Ecken. Charakteristisch sei ferner die Abstreichung der Gefäße mit einem Stäbchen (bei der Anfertigung in frischem Ton). Unter den Feuersteingeräten kamen am häufigsten vor: Pfeilspitzen vom „litauischen Typus“, dreieckige Pfeilspitzen, Bohrer, herzförmige Pfeilspitzen. Interessant sei das Verbreitungsgebiet dieser Kultur, deren Spuren auf dem gewaltigen Raume vom Baikalsee bis nach Großpolen einschließlich anzutreffen seien.

*) Vgl. Ostland-Berichte Jbg. 2, Nr. 1/2 S. 15.

Dr. B. Stelmachowska bemerkt in ihrem Bericht, den sie im „Kurjer Poznański“ über diesen Vortrag erstattet hierzu: „Man erklärt dies mit dem nomadenhaften Leben der Bevölkerung, welche diese Kultur hervorbrachte. Nach der übereinstimmenden Erklärung der Prähistoriker, Ethnologen und Sprachforscher kann man diese Völker und ebenso die von ihnen geschaffene Kultur als ur-finnisch bezeichnen. Die bisher übliche Bezeichnung „baltisch“ ist nicht treffend, denn die Kultur hat keine Beziehungen weder zu den Balten noch zu dem Meere.

So liefert also auch die Vorgeschichte noch einen Beitrag zu den schon früher vorhandenen Denkmälern mit unzweifelhaften Spuren finnischer Kultur auf unserm Boden. Einen dahingehenden Einfluß fanden die Sprachforscher in dem Vorgang der „Masurierung“ (mazurzenie), ferner in einigen Ortsnamen westlich der Weichsel. Die Ethnographen sahen eine naheliegende Analogie zwischen den polnischen und finnischen vierspitzigen Mützen. Außerdem weisen Weberzeugnisse, Flechtwerk und überhaupt die Volkskunst ausdrücklich auf diese Einflüsse hin.

Eine eingehende Spezialisierung der ur-finnischen Kulturtypen kann wichtige Veränderungen in der Bestimmung der neolithischen Kultur zur Folge haben. Möglicherweise wird man in Zukunft viele Stücke, welche man bisher zur Schnurkeramik rechnete, der ur-finnischen Kultur zuweisen müssen.“

[Kurjer Poznański, Nr. 144 (27. 3. 1928), S. 8.] (55)

Kostrzewski, J. Hügelgräber (Kurgane) und Steinkreise in Odry, Kr. Konitz, Posen 1928. (43 S. m. 4 Taf.)

Bei Odry liegen am südlichen Ufer des Schwarzwasserflusses mehrere Steinkreise aus Findlingen, die um einen oder zwei Mittelsteine angeordnet sind. Sie wurden bisher meist für steinzeitlich gehalten. Hier hat Professor Kostrzewski zusammen mit Studenten aus Posen eine größere Ausgrabung vorgenommen, bei der ein Steinkreis und drei Hügel untersucht wurden.

Hügel 9 nach der Bezeichnung von Stephan, der die Steinkreise und Hügel bei Odry genau vermessen hat (s. den Plan von Stephan, „Mannus“, Bd. 7, 1915, und „Der Landmesser“ 1915, S. 8), hat 15 m Durchmesser und ist 1,50 m hoch. Er besteht aus einer Steinpackung von ca. 10 m Durchmesser und ist umgeben von einem Steinkreise, der in einer Entfernung von 1,85—2,35 m um die Basis der Steinpackung herumläuft. Die Basis des Hügels liegt auf einer alten Oberfläche (Humusdecke). Im Zentrum fand sich eine Grabgrube von 3,75 m Länge und 1,95 m Breite; sie enthielt in ca. 1,75 m Tiefe unter der alten Oberfläche Reste eines weiblichen Skeletts. Darunter und darüber waren Reste eines Holzbrettes nachweisbar; dort, wo Bronzebeigaben lagen, hatten sich auch Kleiderreste erhalten. An Beigaben wurden gefunden: 3 silberne Schließhaken, 4 Perlen, ein goldener Anhänger, 3 Gewandnadeln aus Bronze, mit Silberfiligran verziert, 2 Bronze-Armbänder, 1 Bronze-Schnalle mit Lederresten und 12 Beschläge vom Gürtelriemen (Rekonstruktion Fig. 5, S. 20), sowie eine Bronzenadel (Haarnadel).

Hügel 22 hat 10,50—10,65 m Durchmesser und nur 40 cm Höhe und enthielt eine Steinpackung von 3,15 × 1,85 m. Sie stellt offenbar die Bedeckung eines Skelettgrabes dar. Obwohl die Erde bis in 2 m Tiefe untersucht wurde, konnte jedoch keine Spur von dem Skelett gefunden werden (die Knochen vergehen oft vollständig). In den obersten Schichten fanden sich Stückchen von verbrannten Knochen, Holzkohle, ein Stück eines eisernen Wandes und Tonscherben, wahrscheinlich von einem zerstörten Brandgrabe herrührend.

Hügel 3 bestand aus einer Steinschüttung von 1,55 m Höhe und 18,80 m Durchmesser, die von einem Steinkreis von 20 m Durchmesser umgeben war. Nahe der Spitze lag ein Findling; ein

zweiter lag an der Peripherie (anscheinend herabgestürzt). An der Spitze des Hügels in der Aufschüttung wurden zwei Brandgruben-
gräber gefunden (vielleicht gehörten die Findlinge als Grabplatten
dazu?). Grab I, 50 cm tief, enthielt Reste von zwei großen Lon-
gefäßen, verbrannte Knochen, Holzkohle und Stücke von geschmol-
zener Bronze; Grab II enthielt eine Aschenurne, verbrannte
Knochen, Holzkohle, 2 Riemenbeschläge und einen Fibelrest. Unter
der Steinpäckung des Hügels und unter der alten Humusdecke
kam eine Grabgrube von 3,23 × 1,44 m heraus; sie enthielt in
0,95—1,20 m Tiefe (von der ehemaligen Oberfläche) 10 große
Steine, die in der Längsrichtung über das Grab gelegt waren. In
1,75 m Tiefe fanden sich Skelettreste und eine Bronzeschnalle in
der Beckengegend (Männergrab?).

Die Steinkreise Nr. II, IV und VI stehen zweifellos in
Zusammenhang mit den benachbarten Hügeln, denn sie enthalten
im Innern Steinpäckungen, die nicht den ganzen Kreis ausfüllen.

Steinkreis II wurde vollständig ausgegraben. Er hat
einen Durchmesser von 16,35 bis 16,90 m und besteht aus 17 großen
Findlingen (ursprünglich 19), die 25—70 cm hoch sind. Zwischen
den Findlingen liegen kleinere Steine, welche die großen ver-
binden, so daß eine geschlossene Reihe aus großen und kleinen
Steinen vorhanden ist. Im Innern des Steinkreises fand sich eine
Steinpäckung aus drei Schichten Steinen, in der Mitte ein um-
gestürzter Findling, nach dem Rande zu ein zweiter (von Stephan
nicht angegeben). Im Nordwest-Abschnitt war die Steinpäckung
an einer Stelle zerstört; hier fand sich eine 40 cm tiefe Grube mit
dunkler Erde und Holzkohleteilchen, umgeben von einer Stein-
einfassung. In der Mitte dieser Grube befand sich in 50—70 cm
Tiefe ein Pflaster von 30 Steinen und darunter in 1,75 m Tiefe in
der Mitte der Grabgrube eine eiserne Schnalle mit Lederrest; das
Skelett war völlig vergangen. Im Steinkreis II wurden noch zwei
weitere Steinpflaster gefunden, jedoch konnte darunter bis in 2 m
Tiefe nichts entdeckt werden.

Andere Steinkreise wurden nicht systematisch unter-
sucht; es wurden nur Probegrabungen gemacht. In den Stein-
kreisen III, VIII und X zeigte es sich, daß die Erde in der Nähe
der mittleren Steine bewegt war, was vielleicht von älteren Gra-
bungen (durch Lissauer u. a.) herrührt. Im Steinkreis X wurden
Scherben von mindestens zwei Longefäßen gefunden. Alle gehören
sicher der Römischen Kaiserzeit an; nach Lissauer enthielten sie
Brandgruben oder Urnen mit Aschenschüttung.

Zeitbestimmung. Hügel 9 ist an das Ende der älteren
Kaiserzeit (150—250 nach Chr.) zu setzen; Hügel 22 in die Kaiser-
zeit; Hügel 3 in die ältere Kaiserzeit; Brandgrab I aus Hügel 3
um 200 nach Chr., Brandgrab II aus Hügel 3 ins 3. Jahrhundert;
Steinkreis II ist um 100 nach Chr. zu datieren. Ähnliche Hügel sind
bekannt von Dobrin, Kreis Flatow (Lissauer, S. 154) und Dranzig,
Kreis Dramburg (Balt. Stud. 32). Steinkreise ähnlicher Art, wenn
auch kleiner, kennt man schon lange aus Pommern (Balt.
Stud. 39), Soldau in Ostpreußen und Kongreßpolen (Kostrzewski);
sie stammen nach den Beigaben aus der Spätlatenezeit und Römi-
schen Kaiserzeit.

Die Steinkreisbestattung reicht also im nördlichen Pommerellen
bis in die späte Latenezeit und Römische Kaiserzeit hinein. Neben
der „einheimischen“ (lies: slawischen!) Bevölkerung, der nach
Kostrzewski die Brandgräber dieser Zeit angehören, bewohnte
damals Pommerellen „ein von jenseits des Meeres gekommenes
Volk, das die Leichen unverbrannt beerdigte und auf den Grä-
bern Steinhügel aufschüttete“; diese Eindringlinge waren Goten.
Die Nachbestattungen in der oberen Schicht der Hügel (Brand-
gräber) stammen dagegen von der „einheimischen“ (lies: slawischen)
Bevölkerung her.

Anmerkung. Der Verfasser glaubt somit endlich die von
ihm lange gesuchten Gräber der „Einheimischen“, die während der
germanischen Zeit in Ostdeutschland und Polen gewohnt haben
sollen, gefunden zu haben, nämlich in Gestalt der Brandgräber, die
in der Römischen Kaiserzeit fast überall neben den Skelett-
gräbern auf den Friedhöfen dieser Zeit vorkommen. Seine „We-
weiskette“ ist geschlossen: die Lausitzer Kultur der Bronzezeit und
ältesten Eisenzeit, nach Kostrzewski die Kultur der Urslawen, ver-

schwindet nicht, wie die bösen deutschen Prähistoriker behaupten, im Laufe der Latènezeit, die in Ostdeutschland und Polen germanische Besiedlung zeigt, sondern sie dauert „unter der Kultur der Eindringlinge“ fort; er kann sie endlich sogar „nachweisen“, es sind die Brandgräber der Kaiserzeit auf den gemischten Friedhöfen, auf denen friedlich nebeneinander und durcheinander „Einheimische“ (Brandgräber) und „Eindringlinge“ bestattet sind. Warum ist diese einfache Sachlage bisher von niemandem erkannt worden? Ob nun die ostgermanischen Brandgräber der Spätlatènezeit, die Kostrzewski 1918/19 so hübsch zusammengestellt hat und die er selbst damals noch als ostgermanisch bezeichnete, alles Gräber von „Einheimischen“ (lies: Slawen) sind? Man muß es wohl annehmen, weil ja in jener Zeit keine Skelettgräber vorkommen! Quod erat demonstrandum!

[Kostrzewski, J., Kurhany i kręgi kamienne w Odrach w pow. Chojnickim na Pomorzu. Poznań (ohne Jahr.)]

(60)

Tymieniecki, K. Pommerellen im 9.-12. Jahrhundert.

Es ist verständlich, daß die von dem pommerellischen Historiker, Pfarrer St. Kujot, in seiner 1913 erschienenen Geschichte Pommerellens (Dzieje Prus Królewskich) aufgestellte These von dem staatlichen Eigenleben Pommerellens im 11. und 12. Jahrhundert beim Verfasser wenig Gegenliebe findet. Für Tymieniecki steht es fest, daß das ganze Küstengebiet an der Ostsee zwischen Oder und Weichsel seit dem Bestehen des polnischen Staates zu diesem gehört (vgl. S. 17).

Allerdings muß er schon in der Einleitung zugeben: „Pommerellen war das am schwächsten mit dem polnischen Staate verbundene Land und hatte mit geringen Ausnahmen ausgesprochen zentrifugale Tendenzen. . . . Nirgendwo auf polnischem Gebiet trat die Abgesondertheit eines Landes oder Teilgebietes so stark hervor wie in Pommerellen.“ (S. 13.)

In den nächsten Abschnitten behandelt Verfasser die Frage nach der Stammeszugehörigkeit der Bewohner. Die Zeit um Chr. Geburt und die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung übergeht er geschickt, um nicht die Germanen als die jahrhundertelangen Bewohner dieser Gebiete nennen zu müssen. Für ihn ist der Reisebericht Wulfstans aus dem 9. Jahrhundert ein vollständiger Beweis dafür, daß das Land zwischen Oder und Weichsel zu jener Zeit „ausschließlich slavisch ohne irgend welche fremden Beimischungen“ war. Es sei hierzu bemerkt, daß Wulfstan sich in höchst allgemeinen Wendungen ausdrückt; vor allem aber ist er durch dieses Gebiet nicht hindurchgereist, sondern an der Küste zu Schiff vorbeigefahren!

Dafür daß die slavischen Bewohner des Gebietes zwischen Oder und Weichsel, die Pomoranen, schon von Anfang an einen Teil des polnischen Stammes gebildet haben, dient dem Verfasser die älteste Kiewer Chronik als Beweis. Und diese Nachricht wird nach seiner Meinung wünschenswert durch die heutige Forschung ergänzt. Hier verweist der Verfasser auf die 1905—1906 erschienenen Untersuchungen des polnischen Sprachforschers K. Nitsch: „Dialekty polskie Prus zachodnich“ (Materiały i prace komisji językowej Akad. Umiejetności w Krakowie, Bd. III). Nitsch habe alle Dialekte des „heutigen einheitlichen polnischen Gebietes“ in zwei Gruppen eingeteilt: Die pommerellisch-polnische oder kaschubische und die kontinental-polnische. Diese zerfalle wieder in folgende Dialekte: 1. Großpolnisch-kujawisch, schlesisch und kleinpolnisch; 2. masowisch. Nitsch habe im Anschluß daran erklärt: „Die Ausdehnung der allgemeinen Bezeichnung „polnisch“ auf die Sprache der Kaschuben ist vollkommen ebenso berechtigt, wie ihre Ausdehnung auf den masowischen Dialekt.“ Aber auch Nitsch muß zugeben: „Die Zahl der kaschubischen Besonderheiten, die sich in keinem der kontinental-polnischen Dialekte finden, ist groß“, schwächt diese Feststellung jedoch ab, indem er erklärt: „aber nur sehr wenige von ihnen weisen eine Abweichung von der Entwicklung des typischen Polnisch auf.“ Im Anschluß

hieran zitiert der Verfasser dann den polnischen Sprachforscher Baudouin de Courtenay, der von der kaschubischen Sprache behauptet habe, sie sei polnischer als das eigentliche Polnisch).

Unter Berufung auf Nitsch erklärt dann Tymieniecki, daß das sprachliche Material nicht den Schluß zulasse, daß die Pommereller ursprünglich bis zur Neße gewohnt hätten. Er polemisiert hier, ohne ihn zu nennen, besonders gegen den schon genannten Kujot und meint, die Neße habe in gewissen Perioden „die Bedeutung einer politischen Grenze annehmen können, es bedeutet dies aber nicht, daß sie ebenfalls auch die ursprüngliche Stammesgrenze war.“

Die Rückschlüsse, die Nitsch aus den heutigen sprachlichen Verhältnissen bei den Kociewiern und Borowiaken (den Bewohnern des Gebiets nördlich der Neße bis zu einer Linie etwa Konig—Dirschau) gezogen hat, sind unseres Erachtens in keiner Weise auf die Verhältnisse des 10.—12. Jahrhunderts anwendbar.

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung schränkt Tymieniecki, anscheinend ohne es selbst zu bemerken, seine anfangs aufgestellten Thesen bedeutend ein. So gibt er auf S. 16 selbst zu, daß die welfen Heidesrecken, welche Pommerellen im Süden einfaßten, eine wirksame Grenze gegen politische und kulturelle Beeinflussung geboten hätten: „Daher muß noch in der Sippenperiode die Abgesondertheit der Pommereller von den benachbarten Polen beträchtlich gewesen sein. . . . Die archäologischen Ausgrabungen weisen darauf hin, daß die Pommereller in der frühgeschichtlichen Periode eine höher entwickelte materielle Kultur besaßen als die binnenländischen Slaven.“ . . . Und nun kommt eine sehr wichtige Bemerkung, deren Tragweite sich der Verfasser vielleicht nicht bewußt geworden ist. Der polnische Gelehrte erklärt hier, daß die Pommereller eine von der polnischen abweichende bedeutend höherstehende geistige und materielle Kultur gehabt haben, weil sie in engen Beziehungen zu den germanischen Völkern Skandinaviens gestanden haben. Allerdings vermeidet auch hier der Verfasser ängstlich den Namen Germanen. Dieser wichtige Satz lautet: „Den Fortschritt der materiellen und geistigen Kultur verdankten die Pommereller in beträchtlichem Maße den ausgedehnten Beziehungen zu den jenseits der Ostsee gelegenen Völkern“ (S. 16).

Die Darstellung der politischen Beziehungen zwischen Pommerellen und Polen beginnt der Verfasser mit dem Satze: „Die Eroberung Pommerellens erfolgte schon unter Mieszko I., vielleicht im Jahre 967 oder kurz darnach“ (S. 17). Worauf der Verfasser diese Behauptung gründet, wird nicht angegeben. Im nächsten Abschnitt heißt es dann: „Die politische Beherrschung Pommerellens durch Polen zog nach sich die Versuche, hier christlichen Glauben einzupflanzen.“ Aber diese Versuche schlagen fehl. Die heidnischen Lutizen gewinnen ihre Nachbarn, die Pommereller, wieder für das Heidentum, und damit zerreißen auch wieder die politischen Bande zwischen Pommerellen und Polen, oder wie der Verfasser es ausdrückt: „Von dem Bruderstamme der Polen wurde Pommerellen durch das Heidentum getrennt.“ Ein zweiter Christianisierungsversuch, wieder verbunden mit dem Streben der Polen, Pommerellen zu unterwerfen, mußte zu Ende des 11. Jahrhunderts endgültig als gescheitert angesehen werden: „Im 11. Jahrhundert kam es also nicht zu dauernder Verbindung Pommerellens mit Polen. Auf dem Wege seiner Expansion zum Meere hin stieß der polnische Staat auf bedeutend größere Schwierigkeiten, als bei der Sammlung der kontinentalen Stämme“ (S. 19).

Die Ursache für die Schwierigkeiten, welche den Polen von Seiten der Pommereller bereitet wurden, sieht Verfasser in dem starken Selbständigkeitsstreben der Pommereller: „Eine nicht geringe Rolle mußte auch die frühere Rivalität der beiden benachbarten, aber in ihren Lebensgewohnheiten trotz ihrer Verwandtschaft so verschiedenen Stämme, eben der Polen und Pommereller spielen. . . . Anlaß zu neuen und noch tieferen Gegensätzen war der Umstand, daß Polen den Weg einer kulturellen und in großem Maße auch politischen Einheit mit der

1) Man vergleiche hierzu die Ausführungen von H. Lorenz: „Die Kaschuben“ in W. Polz: Der ostpreussische Volksboden (Leipzig 1920) S. 244 ff.

ganzen westlichen Welt, besonders seit Annahme des Christentums, beschritt, während indessen Pommerellen bei der alten slavischen und heidnischen Tradition zu beharren strebte. Ähnlich wie bei den Lutizen und anderen polabischen Stämmen wurden auch bei den Pommerellern, welche das Heidentum bewahrten, die Polen mit gleichem, zeitweilig sogar noch größerem Haß behandelt, als die Deutschen, die Erbfeinde des slavischen Stammes und seiner alten Götter. Für die Pommereller waren die Polen Abtrünnige gegenüber der alten Tradition und dem alten Glauben“ (S. 19).

Im folgenden Abschnitt versucht der Verfasser einen merkwürdigen Gegensatz herauszukonstruieren zwischen dem Verhalten der westlichen und der östlichen Pommereller gegenüber Polen. Westpommern, dessen Geschichte seit dem 11. Jahrhundert enger mit der Dänemarks als Polens verbunden gewesen sei, hätte Polen sehr ablehnend gegenübergestanden, während die Beziehungen Ostpommerns mit Danzig zu Polen wesentlich besser gewesen seien: „Es beruht dies auf natürlichen Gründen. Die natürliche Verbindung Polens mit der Küste ist die Weichsel, es gibt auch zwischen beiden Ländern nicht den ununterbrochenen Grenzstrich von Heide und Seen, wie dies damals der Fall war bei den etwas mehr westlichen Landstrichen. Ostpommern war ferner nicht in dem Maße dem Seehandel ergeben, wie Westpommern, und daher war auch der Kontrast zu dem landwirtschaftlichen Polen weniger stark“ (S. 20). Nachdem der Verfasser diese „natürlichen“ Grundlagen für ein angeblich gutes Verhältnis zwischen Ostpommern und Polen noch weiter ausgeführt hat, erklärt er: „Der polnische Staat verzichtete aber nicht auf den Besitz ganz Pommerns. Dieses Ziel wurde verwirklicht unter Boleslaw III. Krzywousty“ (S. 21). Auf den folgenden Seiten behandelt der Verfasser die Feldzüge der Polen gegen Westpommern, die Christianisierung Pommerns durch Otto v. Bamberg und schließlich die allmähliche Loslösung Westpommerns von der polnischen Einflußsphäre, die bekanntlich ihren Abschluß dadurch fand, daß Herzog Boguslaw von Pommern in Lübeck 1181 dem Kaiser den Lehnseid ablegte.

Ostpommern ging jedoch einen anderen Weg. Ohne eine Quelle anzugeben, erklärt der Verfasser: „Dieses letztere ist im 12. Jahrhundert ein Teil des polnischen Staates Im Namen des polnischen Großfürsten übt die Herrschaft ein Generalstatthalter oder „marchio“ von Danzig aus. Im Laufe der Zeit, in dem Maße, wie der Zusammenhang der einzelnen Teilfürstentümer schwächer wird, wächst die Bedeutung des marchio. Er beginnt auch den Titel Fürst („princeps“ aber nicht „dux“) anzunehmen und tritt sogar in eheliche Verbindung mit der Piastenfamilie. Auf diese Weise entsteht eine eigene Dynastie Ostpommerns, vorläufig noch nicht vollständig gleichberechtigt mit den Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten“ (S. 26/27). „Das politische Programm Polens gegenüber Pommerellen seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts bis zum 12. Jahrhundert bestand in dem Streben, entweder nach vollständiger Einverleibung dieses Landes, oder nach Auferlegung einer Oberhoheit, die sich in Abgaben und Truppengestellung ausdrückte.“

„Der Versuch, vollkommene Selbständigkeit gegenüber Polen zu erringen, bringt die westpommerschen Fürsten dazu, sich der Gewalt der Deutschen zu unterwerfen, während Ostpommern zu Ende des 13. Jahrhunderts einen Stützpunkt bei den Piastenfürsten findet und zwar insbesondere in Großpolen. Erst die gewaltsame Eroberung des Landes durch die Ordensritter zerreißt diese natürliche Verbindung“ (S. 29).

[Pomorze za Bolesławów; in: Roczniki historyczne, Jhg. III (Posen 1927), S. 13 ff.]

(57)

In dreizehn Abschnitten behandelt auf den Seiten 30—65 des 3. Bandes der Posener Zeitschrift „Roczniki historyczne“ der Verfasser die Beziehungen des Deutschen Ordens zu Pommerellen.

Hier sind naturgemäß von besonderem Interesse die Abschnitte, die von der Berufung des Ordens nach Preußen und den angeblichen Urkundenfälschungen durch den Deutschen Orden handeln.

Tyc bemüht sich, die Herbeirufung des Ordens durch Konrad von Masowien so darzustellen, als sei sie nicht durch die Bedrängnis der Polen von Seiten der Preußen erfolgt. Sie liegt nach der Meinung des Verfassers vielmehr durchaus in der Linie der von Polen schon seit dem 11. Jahrhundert gegenüber den an der Südküste der Ostsee wohnenden Heiden befolgten Missionspolitik. „Daß im Laufe des 13. Jahrhunderts neben masowisch-kujawischen und pommerellischen Fürsten auch schlesische, groß- und kleinpolnische Fürsten mehrfach in den Krieg gegen Preußen und Jadzwingen zogen, dazu haben sie nicht erst die Aufrufe des Papstes oder die Ankunft der Deutschordensritter veranlaßt, sondern nur die alte politische Tradition Polens.“ Die Herbeirufung des Deutschen Ritterordens und der Dobrziner Ritter waren nach der Behauptung des Verfassers erst eine Folge dieser Politik: „Diese beiden Orden sollten eine neue Waffe im alten Kampfe, ein neuer Vorposten Polens sein, das sich ihnen gegenüber kirchliche Patronatsrechte zuschrieb (S. 37). . . . Diese Neuerung im Kampfe gegen die Heiden diktiert durch militärische Erwägungen, sollte nicht politische Konsequenzen nach sich ziehen; man versprach sich eine schnellere und zielbewußtere Entwicklung der eigenen Pläne.“ Nach der Ansicht des Verfassers ist diese Christianisierungs- und Unterwerfungspolitik Polens gegenüber den an der Südküste wohnenden Heiden die erste Entwicklungslinie, welche man im Auge behalten müsse, wenn man das preußische Problem untersuchen wolle. Die zweite Entwicklungslinie sei die Politik des Deutschen Ordens, der nach einem Befätigungsfeld gesucht habe. Und die dritte Linie werde von der Kreuzzugs- und Missionspolitik der beiden Universalreiche, Kaisertum und Papsttum, gebildet, welche beide heidnisches Gebiet für sich beanspruchten hätten. Tyc meint, das Problem der Berufung des Deutschen Ordens sei verschieden beurteilt worden, je nachdem der Verfasser eine der drei genannten sich hier kreuzenden Linien kenne und besonders berücksichtige: „In den Werken der deutschen Gelehrten trifft man eine weitgehende Unkenntnis und Gleichgültigkeit gegenüber der baltischen Politik Polens im X. bis XIII. Jahrhundert. Der entscheidende Punkt ist augenscheinlich der tragisch gefärbte „polnische Hilferuf“ Konrads.“

Also auch Tyc sucht die offenbare schwere Bedrängnis, in der sich damals die polnischen Herzogtümer Masowien und Kujawien gegenüber den Preußen befunden haben, als geringfügig hinzustellen. Die polnischen Forscher hätten schon immer die missionierende und politische Linie der polnischen Politik verstanden und geschätzt: „Die Herbeiführung der Ordensritter bildet hier eine der Episoden, die sich bald zur Dissonanz und schließlich zur Katastrophe auswächst. . . . Der dritten Linie der Politik des Papsttums und des Kaisertums ist bisher vielleicht die geringste Aufmerksamkeit gewidmet gewesen, wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß das beherrschende Monopol in der Zivilisationspolitik gegenüber den Barbaren, das sich beide Universalreiche zuschrieben, schwer auf dem Geschick der heidnischen Baltenländer von Preußen bis Estland lastete“ (S. 39).

Diese Bemerkung des Verfassers trifft angesichts der grundlegenden Untersuchung von E. Caspar („Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen“, Tübingen 1924), die Tyc selbst zitiert und daher auch kennt, in keiner Weise mehr zu.

Sehr wichtig sind der vierte und fünfte Abschnitt, in welchen der Verfasser die Echtheit der für den Orden im Anschluß an die Verleihung des Kulmer Landes ausgestellten Urkunden behandelt. Die von der polnischen Forschung aufgestellte Behauptung, dem Ritterorden sei das Kulmer Land nur für einen beschränkten Zeitraum (nach einer Angabe für 20 Jahre) verliehen worden,

streift der Verfasser nur, ohne zu der Frage ausdrücklich Stellung zu nehmen. Über das kaiserliche Privileg von 1226 dagegen äußert er sich folgendermaßen: „Das kaiserliche Privileg vom Jahre 1226 ist unschätzbar wertvoll und charakteristisch: auf der einen Seite für die Kenntnis des entschieden staatlichen Programms, mit dem der Orden an die Weichsel kam, auf der anderen Seite für dessen unloyale und hinterhältige Taktik“ (S. 41). Die Verhandlungen des Jahres 1230 haben nach Meinung von Lyc ebenfalls Niederschlag in einer Urkunde gefunden, die nicht mehr vorhanden ist, deren Inhalt aber aus der päpstlichen Urkunde festgestellt werden kann: „Hier ist wieder die Rede von der Verleihung des Grods Kulm mit Zubehör. Eine derartige Verleihung einer „Kastellanei“ im engeren oder weiteren Sinne entsprach vollkommen der damals üblichen Form ewiger oder zeitlicher Schenkungen. Ein weiterer Abschnitt dieser Urkunde betraf eine schriftlich bis dahin noch nicht festgelegte Frage. Konrad erklärt sich nämlich damit einverstanden, daß die in Preußen eroberten Gebiete Eigentum des Ordens wurden, wobei jedoch die Frage ihrer staatlichen Zugehörigkeit nicht berührt wurde“ (S. 41/42). Die Ordensritter haben, wie Lyc weiter ausführt, von dem Herzog von Masowien nur im Kulmer Land verstreute Besitzungen erhalten, und ihr Ziel sei gewesen, diese einzelnen Besitztücke zu kommassieren. Es habe im Kulmer Lande noch Besitzungen des Preußenbischofs, einiger Ritter und des Fürsten Swantopolk gegeben. Der Bischof Christian sei den Absichten der Ritter auf seine Besitzungen entgegengekommen, und höchst erwünscht sei ihnen seine Gefangennahme durch die Preußen gewesen, denn jetzt hätten sie ungestört seinen Besitz an sich bringen können. Damals habe der Orden dem Papste die gefälschte Urkunde Konrads von 1230, die sogenannte *Kruschwitz*, vorgelegt, in welcher dem Orden das Kulmer Land und die Eroberungen in Preußen mit dem weitesten Ausmaße souveräner Rechte geschenkt wurden.

Sehr wichtig ist die Stellungnahme von Lyc zur Frage der angeblichen Urkundenfälschung durch den Orden. Lyc sieht diese Frage unter allgemeinen Gesichtspunkten an und meint, man sei im Mittelalter überzeugt gewesen, „daß eine solche Fälschung einer Urkunde nur dem Rechte zu einem Triumph über das Unrecht verhelfe, und erklärt dann offen: „Entgegen der Meinung Ketrzynskis und des Pfarrers Kujot kann man nicht von einer grundsätzlichen Fälschung aller Privilegien, auf die sich die Herrschaft des Ritterordens gründete, sprechen. Abgesehen von kleineren muß man nur die Kruschwitzer Urkunde (trotz der durch Piliński, Seraphim und Caspar unternommenen Verteidigung) als unzweifelhafte Fälschung ansehen. Aber auch hier ist die Sachlage eine andere wie bei den oben erwähnten „großen Fälschungen“ des Mittelalters“ (S. 44). Lyc hatte vorher von der Konstantinischen Schenkung, den Passauer, Magdeburger und anderen Fälschungen gesprochen, „denn man fälschte sie (d. h. die Kruschwitzer Urkunde) noch fast während der Verhandlungen, zu Lebzeiten Konrads; ja sogar vom Gesichtspunkte des Rechts und der Ethik des Mittelalters aus ist eine solche vollkommen bewußte, dem angeblichen Aussteller gleichzeitige Fälschung unendlich fern von jener „*pia fraus*“, welche Privilegien von Herrschern, die ganze Jahrhunderte zurückliegen, komponiert. Mildernde Umstände gibt es für eine solche Fälschung nicht. Man kann sie als einen Coup („*chwyt*“) im politischen Kampfe verherrlichen, sie hat aber nichts gemeinsam mit dem Begriff des fair play.“

„Was der Orden in den Jahren 1225—1235 erreichte, war schließlich nicht das Ergebnis weder rechtlicher Konzessionen von Seiten Konrads (von Masowien) noch der Fälschungen, sondern der tatsächlichen Gestaltung der Kräfte, der Ungleichheit beider Partner“ (S. 44). Der Orden habe in Preußen einen in Polen unbekanntem Staats- und Verwaltungstypus eingeführt, und daher sei auch Konrad überrascht worden. „Deshalb unterliegt es keinem Zweifel, daß keine der von Konrad ausgestellten Urkunden die Absicht hatte, die Ordensritter von der staatlichen Abhängigkeit von Polen zu befreien —

wenigstens in Bezug auf das Kulmer Land; die Frage der Unterwerfung Preußens erschien erst in weiter Perspektive —. Umgekehrt aber, ist in keiner der erhaltenen Urkunden diese Abhängigkeit, da sie sich von selbst verstand, besonders ausbedungen worden“ (S. 45). Auch andere Verleihungen polnischer Herzöge sowohl an Geistliche wie an Weltliche hätten eine solche Bedingung, welche schon durch das Gewohnheitsrecht gegeben gewesen sei, nicht enthalten. „Erst später, nach der bitteren Erfahrung, hat Konrad, als er im Jahre 1237 die Reste der Dobrziner Ritter am Bug ansiedelte, einen solchen Vorbehalt gemacht.“ Gerade dieser Satz ist ein schlechter Beweis für die von Lyc vorgebrachte Behauptung. Denn damals, sieben Jahre nach dem Erscheinen des Ordens in Preußen, bestand noch ein durchaus gutes Einvernehmen zwischen diesem und dem polnischen Herzoge und die Frage des Charakters der Verleihung des Kulmer Landes war noch in keiner Weise strittig geworden. Lyc betont dies ja selbst in dem Satze, der auf den soeben in Übersetzung wiedergegebenen folgt. Auch die Ausführungen in dem folgenden Abschnitt widersprechen der vorher aufgestellten These, nämlich daß die Berufung des Deutschen Ordens ein Glied in der Kette der polnischen baltischen Politik sei. Jetzt betont Lyc selbst (S. 45 unten), daß die preußische Politik für Herzog Konrad durchaus in zweiter Linie stand, und daß die Berufung des Ritterordens defensiven Charakter hatte. Konrad strebte nach dem Prinzipat und dem Besitze Krakaus, und der Ritterorden sollte ihm von Seiten der Preußen her die Grenzen sichern, damit er alle Kräfte für die Erwerbung Krakaus frei hatte.

Der 7. Abschnitt: „Die Politik Swantopolks von Pommerellen gegenüber dem Orden“ enthält vorwiegend unklare und gewundene Ausführungen. Der Leser erhält aus der Darstellung von Lyc den Eindruck, als wenn Swantopolk lediglich den Orden angegriffen hätte und diesem in seiner Bedrängnis die polnischen Fürsten zu Hilfe geeilt wären. In Wirklichkeit scheint der Vorgang doch umgekehrt gewesen zu sein. Die von Swantopolk angegriffenen Herzöge von Kujavien-Masowien und der Bischof von Wloclawek mußten großen Wert darauf legen, sich die Hilfe des Ordens zu sichern. Und so kam es im Jahre 1242 zu dem Schutz- und Truhbündnis zwischen den polnischen Fürsten und dem Landmeister des deutschen Ordens gegen Swantopolk.

Auch der 8. Abschnitt läßt gerade bei der Behandlung so wichtiger Fragen wie der Schenkung von Kempen im Jahre 1282 die nötige Klarheit in den Ausführungen vermissen. Es hätte betont werden müssen, daß Mestwin II. hier nicht über ganz Pommerellen verfügen konnte, sondern nur über sein Teilgebiet mit der Residenz Danzig. Sein Onkel Sambor hatte bekanntlich schon vorher große Teile seines Gebiets, vor allem das Land Mewe dem Orden geschenkt. Damit sind auch die Ausführungen, die Lyc im Anschluß an die faktische Übernahme der Erbschaft Mestwins durch den Herzog von Großpolen im Jahre 1294 macht, als unzutreffend und ungenau charakterisiert; denn der Herzog von Großpolen erhielt nicht ganz Pommerellen; sondern nur das Teilgebiet Mestwins, das dieser im Jahre 1269 schon einmal den Askaniern geschenkt und von ihnen zu Lehn genommen hatte! Vor allem aber hätte Lyc quellenmäßige Belege beibringen müssen für eine Behauptung, die für die Frage des Anrechts der Polen auf Pommerellen von größter Wichtigkeit ist: „Die Vereinigung des polnischen Pommerns mit Großpolen wurde eines der wichtigsten Momente in dem Aufbau der Einheit Polens. Denn Pommerellen hatte von alters her dem „princeps“ oder dem ältesten der polnischen Herzöge unterstanden, und der Besitz dieses Landes war gewissermaßen das Symbol der Oberhoheit und der polnischen Einheit“ (S. 51).

Bei der Darstellung von der Besitzergreifung Pommerellens durch den Orden (S. 52 ff.) ist bemerkenswert, daß Lyc nur von Tötung der in Danzig befindlichen Besatzung und Ritterschaft spricht, aber nicht von der sonst in der polnischen Geschichtsdarstellung so beliebten angeblichen grausamen Hinschlachtung der gesamten 10 000 Menschen starken Danziger Bürgerschaft durch die Ordensritter. Dafür aber behauptet Lyc, daß der Orden die Stadt Danzig in Brand gesteckt habe.

Im 10. Abschnitt behandelt der Verfasser die Versuche des späteren Königs Wladislaus Lokietek, Pommerellen wiederzugewinnen, die schließlich mit einem völligen Fiasko der polnischen Politik endeten.

Im 11. Abschnitt, welcher die Politik Kasimirs des Großen behandelt, hätte Verfasser näher auf den Wortlaut des Friedens zu Kalisch vom Jahre 1343 eingehen können. Vor allem erfährt der polnische Leser nicht, daß der König hier feierlich für sich und seine Nachfolger auf Pommerellen verzichtet hat, und daß sogar die polnischen Würdenträger sich diesem Verzicht angeschlossen und die Verpflichtung auf sich genommen haben, dafür Sorge zu tragen, daß der König sein Versprechen halte. Dafür findet der Leser den Satz: „Der Frieden zu Kalisch war für den polnischen König und die breitere Öffentlichkeit ein notwendiges Übel, dessen Beiseiteschieben politischer Plan für die Zukunft sein sollte“ (S. 59).

Im 12. Abschnitt behandelt der Verfasser die Beziehungen der polnischen Gesellschaft zur pommerellischen Frage und verweist hier auf die Aussage einzelnen Pommereller in den Prozessen der Jahre 1320 und 1339. Den schlagendsten Beweis für die Zugehörigkeit Pommerellens sieht er aber in einer anderen Tatsache: „Außerdem erscheint noch ein weiteres mehr beiseite liegendes und wenig hervorgeholtes Argument für die Zugehörigkeit dieser Länder, das wichtig ist für den heutigen Gesichtspunkt: nämlich das völkische Argument, daß Pommerellen zum Bestande Polens gehört, weil seine Fürsten Polen waren und sich als solche ansahen, und die Bevölkerung dieses Landes ist polnisch nach Sprache und Gewohnheiten“ (S. 60).

Welche nationalen Empfindungen die übrigen uns bekannten pommerellischen Fürsten gehabt haben, können wir urkundlich nicht feststellen. Von Sambor, dem Begründer des Klosters Oliva, können wir die wichtige Tatsache anführen, daß er bei Einrichtung dieses Klosters nicht Mönche aus einem der polnischen Zisterzienserklöster holte, sondern aus dem Westen, aus dem unter deutsch-dänischem Einfluß stehenden Kloster Kolbaß. Von Sambor II., dem Bruder Swantopols, wissen wir, daß er sich zu dem deutschen Ritterorden hingezogen fühlte und einen großen Teil seines väterlichen Erbes dem Orden sogar schenkte. Außerdem holte er sich seine Gattin nicht aus Polen sondern aus Mecklenburg und gab seine Tochter dem König von Dänemark zur Frau. Und selbst bei Mestwin II., dem Urheber der Schenkung von Kempen, war keine ausgesprochene Hinneigung zu Polen, oder gar die Überzeugung, daß er ein „Pole“ sei, zu beobachten. Denn ehe er sein Land dem Herzog von Großpolen schenkte, hatte er, worauf oben hingewiesen wurde, den Askaniern sehr nahe gestanden, diesen das gleiche Land geschenkt und nachher zu Lehn genommen. Von Swantopolk selbst sind wir in der glücklichen Lage ein urkundliches Zeugnis dafür zu besitzen, daß er sich nicht als „Pole“ gefühlt hat. Es ist dies die Urkunde vom Jahre 1220, in welcher er als die Feinde unseres Landes (sc. Pommerellen) die Preußen und die Polen („pagani seu Poloni“) aufführt! In den Schlußbemerkungen seines Aufsatzes, bei dem im allgemeinen ein Streben nach Objektivität zu beobachten ist, faßt Tyc sein Urteil über den Orden und Pommerellen dahin zusammen: „Zweifellos verdankte Pommerellen dem Ritterorden sehr viel, besonders auf dem Gebiete der materiellen Kultur. Denkmäler dieser Tätigkeit sind vor allem jene bedeutenden Bauwerke der Ordensepoche.“

[Pomorze polskie a krzyżacy; in „Roczniki historyczne“ Bd. III (Posen 1927), S. 31 ff.]

(61)

Die Forschungsmethoden des Westslawischen Instituts an der Universität Posen.

Bekanntlich ist das Westslawische Institut in Posen geschaffen worden, um den lechitischen, d. h. urpolnischen Charakter aller Gebiete östlich der Elbe nachzuweisen. Wir haben schon mehrfach in den Ostland-Berichten darauf hingewiesen, in welcher Weise

die „wissenschaftliche“ Arbeit dieses Instituts unter seinem Leiter Professor Rudnicki betrieben wird. Nachfolgend können wir Beispiele hierfür bringen, die um so interessanter sind, als die Forschungsmethoden des Posener Professors von seinen eigenen Landsleuten abgelehnt werden und ihm von polnischer Seite unter Berufung auf eine deutsche Quellenpublikation (das von A. Warschauer herausgegebene „Stadtbuch von Posen“, Posen 1892) die grobe Unwissenschaftlichkeit seiner Methode dokumentiert wird.

Rudnicki hatte sich in der Zeitschrift seines Instituts, der „Slavia occidentalis“ (Bd. III/IV, S. 363 und Bd. V, S. 517) mit der Entstehung des Namens der Stadt Posen und einzelner Stadtteile beschäftigt. Diese Ausführungen hat er dann vor einigen Monaten in zwei Aufsätzen, die er in der Posener Zeitung „Kurjer Poznański“ veröffentlichte, vervollständigt. Den Namen der Stadt Posen selbst (polnisch Poznań) erklärt er in dem einen Zeitungsaufsatz als Eigentumsbezeichnung nach einem Personennamen. Nach Rudnicki ist Posen als eines der ältesten Grods in Großpolen anzusehen und erscheint in der Geschichte zuerst als die Residenz der ersten polnischen Herrscherfamilie, der Piasten: „Posen betritt zugleich mit Polen im Jahre 963 unter Mieszko I. die Bühne der Geschichte und zwar als Eigentum der Piasten. Fast tausend Jahre hindurch erfährt sein Name keine grundlegende Veränderung. Man kann durchaus mit Recht behaupten, daß Posen schon vor seinem Erscheinen auf der Bühne der Geschichte tausend Jahre oder länger bestanden hat¹⁾ — gleichfalls ohne grundlegende Änderungen. Es gibt zwar dafür keine Beweise, aber ebenso fehlen auch begründete urkundlich gestützte Zweifel; der einzige Zeuge für diesen Namen, das heißt der Sinn seiner Entstehung, kann dafür zeugen, daß dieser Name tausend, ja auch zweitausend Jahre vor Christi Geburt bestanden hat¹⁾. In jedem Fall ist der Name ein unbedingt sicherer Beweis dafür, daß die Ansiedlung Poznań so genannt — und sicherlich auch begründet haben, wenn sie diese so benannten — unsere Vorfahren: Die Lechen—Polen—Polanen, genauer gesagt die Posener in sehr alten und verschollenen Zeiten.“

Diese in wörtlicher Übersetzung mitgeteilten Sätze sind charakteristisch für die „wissenschaftliche“ Beweisführung des Professors Rudnicki: Kühne, um nicht zu sagen absurde Behauptungen, wo der Beweis des Gegenteils nicht erbracht werden kann. Daß ihm seine Methode aber auch verhängnisvoll werden könnte, hat er in dem gleichen Zusammenhang an zwei anderen Deutungen erfahren müssen.

In ähnlich frühe Zeiten — in die von Rudnicki so gern zitierte graue Vergangenheit — führt ihn die Untersuchung nach der Entstehung der Straßenbezeichnung „ulica Wenecjańska“. Unter Verweis auf seine Ausführungen in der „Slavia occidentalis“ Bd. V, S. 517, behauptet Rudnicki, die älteste befestigte Ansiedlung, also das eigentliche Grod Posen, von dem vorhin die Rede war, sei auf dem Boden der genannten Straße zu suchen, und zwar nicht nur in der historischen Zeit, sondern — Rudnicki ist sehr freigebig mit den Jahrhunderten — sechs bis siebenhundert vor Christi Geburt! So behauptet er allen Ernstes: „Das Vorhandensein dieser Ansiedlung ließe sich sogar in das 6.—7. Jahrhundert v. Chr. zurückverlegen; der anzusetzende Name Wienecie und das sogar belegte Wenetowo würden zu dem Stammesnamen in Beziehung stehen, den man bei den Slaven zur Zeit um Christi Geburt und später findet. Dieser Name tritt noch heute auf in der verdeutschten Form Wenden = Slaven Die Vorstadt „Wenetowo“ — in der Aussprache Wieniotowo könnte sie noch eine ältere Form haben: Wienecie von dem Stamm Wenet, — und ihre Bewohner nannten sich „Wienecanie“ wie Poznanianie, Krakowianie, Warszawianie. . . . Diese Form steht dem Namen Venedig (Wenecja) an der Adria so nahe, daß sie durch diese ersetzt wurde.“ Und dies sei erfolgt, weil die ursprüngliche Benennung mit der Zeit unverständlich geworden war. Die „ulica Wenecjańska“ weist also nach Rudnicki darauf hin, daß auf dem Boden der heutigen

¹⁾ Von uns gesperrt. (Red.)

Stadt Posen die Weneter, die angeblichen Urslaven, ihr Stammeszentrum gehabt haben und zwar nicht erst um Christi Geburt, sondern schon mehrere Jahrhunderte vorher!

Diese Art „wissenschaftlicher“ Untersuchung ist doch selbst den Lesern des „Kurjer Poznański“ etwas zu impulsiv gewesen. Ein mit den Buchstaben F. P. zeichnender Anonymus weist in Nr. 144 darauf hin, daß die „ulica Wenecjańska“ diesen Namen erst seit dem 18. Jahrhundert führt und zwar wirklich im Anschluß an das italienische Venedig (polnisch Wenecja)! Denn hier wohnten italienische Handwerker, welche sich mit der Anfertigung von Gipsfiguren befaßten!

Der gleiche Anonymus geht aber noch viel schärfer mit dem Posener Sprachforscher ins Gericht.

Im gleichen Zusammenhang hatte Rudnicki sich auch mit der Entstehung des Namens „Wilda“ (Stadtteil von Posen) beschäftigt und unter Verweis auf seine Ausführungen in der „Slavia occidentalis“ stolz behauptet, daß er die Hypothese, der Name „Wilda“ könne etwas mit dem deutschen Worte „wild“ zu tun haben, endgültig erledigt habe. Nach seiner Behauptung sollte in dem Namen Wilda der slawische Stamm „weld“ = Feuchtigkeit, Wasser enthalten sein, „was durchaus auf Wilda, das tiefergelegene, zutrifft, das schon immer Überschwemmungsgebiet der Warthe war. . . . Wilda ist schon eine abgewandelte Form. Anfänglich lautete der Name sicherlich „Welda“ (weiblich) oder auch „Wildzie“ (sächlich).“ Hier muß sich Rudnicki eine sehr peinliche Richtigstellung gefallen lassen. Der schon genannte Anonymus F. P. schreibt in Nr. 144 des „Kurjer Poznański: „Die Bezeichnung der Vorstadt Wilda stammt bekanntlich aus dem Ende des Mittelalters von dem Namen der berühmten Bürgerfamilie Wilde (Wylde, Wilda, Wylda) ab, welche in dieser Gegend ein eigenes Vorwerk und eine Mühle besaß. Ursprünglich hieß dieses Territorium: Wierzbice (Wirzbicza), denn so nannte man ursprünglich zwei dort liegende Dörfer, welche der Stadt (sc. Posen) durch die Fürsten Przemyslaw und Boleslaw Pobożny im Lokationsprivileg vom Jahre 1253 geschenkt wurden (ambas villas que Vyrbyce dicuntur). Von dort her stammt der heutige Straßename „ulica Wierzbięcice“. Von der Umänderung des Namens Wirzbica in Wilda berichtet eine Notiz, die sich auf dem Rande einer Eintragung vom Jahre 1406 befindet, welche den Verkauf zweier Hufen betrifft, die auf der rechten Seite des von Posen nach Moschin führenden Weges oberhalb Wierzbica („super Wirzbica“) liegen. Eine spätere Hand hat an dieser Stelle den Vermerk gemacht: „Wirzbica ad praesens Wilda a possessore sic dicta“ (Warschauer, Stadtbuch von Posen, S. 60). Ebenso stammt z. B. der Name „Szeląg“ von der bekannten Familie Schilling ab, die aus Weißenburg im Elsaß nach Polen einwanderte und deren erster Repräsentant in Posen, der Maler Johannes Schilling, von seiner Schwiegermutter Czeppel im Jahre 1497 zwei Vorwerke in Winiary kaufte. (K. Kaczmarczyk, Die Posener Maler im 15. Jahrhundert und ihre Innung, S. 20). Ebenso gab die alte Patrizierfamilie Groff Veranlassung zu dem Namen „Grochowe Łąki.“

Der Ortsname Wilda ist also nicht slawischen Ursprungs sondern ein gutes deutsches Wort und weist im Gegenteil ebenso wie die Ortsnamen „Szeląg“ und „Grochowe Łąki“ auf die große Bedeutung hin, welche aus Deutschland nach Posen eingewanderte Handwerker- und Kaufmannsfamilien für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Posens im 15. Jahrhundert gehabt haben.

[Kurjer Poznański, Nr. 90 (24. 2. 1928); Nr. 128 (17. 3. 1928); Nr. 144 (27. 3. 1928).]

(58)

Die Bedeutung der polnischen Schülervereine für die Polonisierung Westpreußens.

Die polnischen Professoren Jan Karnowski und Legowski sowie Pfarrer Mańkowski, der in dem Thorner Philomatenprozeß von 1901 selbst zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt wurde, berichten in mehreren Aufsätzen über die Entstehung, Entwicklung und Bedeutung der Philomatenvereine in Westpreußen.

Die Idee, solche Gymnasiafenvereine zu gründen, sei aus dem Posenischen gekommen, wo die Gründung philomatischer Vereine an den Gymnasien als Hilfsmittel für die nationale Wiedergeburt betrieben wurde. Die pommerellischen Vereine erschienen daher trotz ihrer Unabhängigkeitsbestrebungen immer nur als Zweig der Posenischen. Besonders großen Einfluß auf die Entstehung und Entwicklung der pommerellischen Philomatenvereine hatte der Wilnaer Philomatenverein und der Studentenverein „Polonia“ in Berlin, der, nach Art der Burschenschaften organisiert, von 1819—1822 bestand, dann aber entdeckt und aufgelöst wurde (seine Mitglieder erhielten wegen Geheimbündelei Gefängnisstrafen). In Pommerellen selbst wurde der erste Verein „Mickiewicz“ um 1840 in Königsberg gegründet. Der bekannte Kaschubenforscher Florian Ceynowa war bereits sein Mitglied. Auch in Kulm, dessen Gymnasium 1837 gegründet wurde, muß bald danach ein solcher Verein vorhanden gewesen sein. Diese geheimen Gymnasiafen-Verbindungen werden bei dem Prozeß gegen Mierosławski und Genossen aus den Jahren 1846/47 erwähnt. Weiteres historisches Material liefern dann die Thorner Prozeßakten von 1901. Seit dem Jahre 1858 haben an den Posener Gymnasien „Vereine für polnische Geschichte und Literatur“ bestanden. 1861 gründeten die Delegierten der Vereine von Posen, Lissa, Ostrowo und Tremessen ein geheimes Kartell unter dem Namen „Nationalverein“ („Towarzystwo Narodowe“).

In Pommerellen kann an jedem Gymnasium eine Philomatenverbindung nachgewiesen werden. Der bereits erwähnte Verein „Mickiewicz“ in Königsberg bestand von 1840—1901 ohne Unterbrechung, ebenso der Kulmer Verein. In den Jahren 1864—1881 hat es hier sogar zwei Organisationen „Mickiewicz“ und „Zaw“ gegeben. In Neustadt wurde der Verein „Wiec“ 1871 gegründet und hat bis 1890 bestanden; von ihm sind die Originalakten und Protokollbücher noch erhalten. Eine Tochtergründung dieses Vereins ist der 1872 ins Leben gerufene „M“ in St. Krone gewesen, der 1887 noch bestanden hat; auch seine Protokollbücher sind noch vorhanden. Der Strasburger Verein soll einer unverbürgten Nachricht zufolge bereits 1873 von einem Arzt Marjan Karwat gegründet worden sein. Nachweisbar ist er erst nach 1882. In der Prima des Strasburger Gymnasiums waren unter einigen 20 Schülern 4 Polen. Da nach ihrer Ansicht der Unterricht der polnischen Sprache und Geschichte zu nebensächlich behandelt wurde, schlossen sie sich, um diese Lücke auszufüllen, mit anderen polnischen Schülern zu einer „Towarzystwo Filomatów“ zusammen, die zeitweilig 20—25 Mitglieder hatte. Sie hielten wöchentliche Versammlungen ab, feierten den 3. Mai und 29. November besonders festlich durch Hauptversammlungen, Ausflüge und Gesang und besaßen eine eigene Bibliothek. Bis 1893 wurde das Geheimnis des Vereins streng bewahrt, dann trat der Strasburger Verein mit denen in Kulm und besonders in Thorn in Verbindung. Kurz vor dem Thorner Prozeß von 1901 wurde der Verein gewarnt und aufgelöst. In Thorn wurde 1884, in Stargard 1885 ein Verein gegründet, doch hat letzterer nur mit Unterbrechungen bestanden, 1897 hat er sich „Rzeczpospolita“ genannt.

Der Verein in Neumark hat den Namen „Karola Marcinkowskiego“ getragen und von 1886—1891 bestanden. Aber den Löbauer Verein ist nur bekannt, daß er bestanden habe, aber sonst keine Einzelheiten. Zeitweise tauchte auch in Pommerellen, besonders in Kulm, der Gedanke auf, die einzelnen Vereine in ein Kartell zusammenzuschließen, doch schlossen sich die Posener Vereine erst 1899 zu dem Verbands der „Roten Rose“ zusammen, deren Leitung in der Hand von Studenten, zeitweise in Greifswald, gelegen hat. 1900 ist Markwicz der Delegierte der „Roten Rose“ für Pommerellen gewesen; er bereifte die dortigen Gymnasien und brachte einen Verband der einzelnen Vereine zustande, der dann neben dem Posener Verband in die „Rote Rose“ eingetreten ist.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Die erzieherische Bedeutung der Vereine habe darin gelegen, daß der Seele der Jugend in der hierfür empfänglichen Zeit die nationalen Ideale eingepflanzt worden seien. Wenn man die Philomathie Pommerellens als nationale Erscheinung betrachte, so könne man sie eine Reinkarnation des polnischen Geistes nennen (!) Dreimal in der Geschichte sei eine solche erfolgt: zuerst in dem Testament Mestwinski, dann in der Arbeit des Eidechsenbundes und zuletzt in dem Wirken der philomathischen Vereine. Sie hätten es bewirkt, daß Pommerellen in den polnischen Staat eingetreten sei als ein Gebiet, das „aus eigener Kraft den polnischen Gedanken und den polnischen Geist gepflegt“ habe.

Die Mitglieder der Schülervereine mußten den „Eid auf das Vaterland“ schwören, pflegten die polnische Sprache und Nationalität, beschäftigten sich hauptsächlich mit der großen historischen und literarischen Vergangenheit Polens. So sei die Jugend stolz auf ihre Zugehörigkeit zum polnischen Volke geworden und zu der Überzeugung gekommen, daß der Verlust der staatlichen Selbständigkeit nur vorübergehend sein könne.

Die Entdeckung der geheimen Philomaten-Vereine geschah 1900 in Schrimm. In dem Notizbuch eines dortigen Untersekundars wurden die Namen von Schülern an 12 Gymnasien Pommerns, Westpreußens und Pommerns gefunden. Die weiteren Nachforschungen führten dann zur Aufdeckung der Vereine zunächst in Kulm und Strassburg. Hier wurde die Bibliothek beschlagnahmt, in der sich mehrere in Preußen verbotene Bücher befanden. Die Satzungen, die nur handschriftlich vorhanden waren, wurden nicht gefunden; sie waren angeblich verbrannt. In dem nun folgenden Thorner Prozeß von 1901 wurden allein vom Strassburger Gymnasium 19 Schüler angeklagt, von denen 8 zu Gefängnisstrafen von einem Tag bis zu 6 Wochen verurteilt wurden.

Professor Karnowski meint, daß in dem Thorner Prozeß zwar das formale Recht über den Geist triumphiert habe, daß das aber nur vorübergehend wäre. In dem von den Philomaten bereiteten Boden finde das junge polnische Staatswesen ein stets dauerhaftes Fundament, worauf man das Gebäude der Zukunft errichten könne. Dieser in allen Städten Pommerellens zusammengeschlossenen Jugend verdanke es Pommerellen, daß es polnisch geblieben ist. Wohl hätten die polnische Geistlichkeit, die Thorner Towarzystwo Naukowe und die Lehrer vom Kollegium Marianum in Pielplin dabei mitgewirkt, aber die Erfahrung habe gelehrt, daß fast alle Polen, die auf dem Felde der nationalen Arbeit tätig waren, aus den Kreisen der Philomaten hervorgegangen seien.

Wie die pommerellischen Philomaten um 1876 durch Gründung von polnischen Studentenvereinen an der Universität Breslau auch die Polonisierung Oberschlesiens fördern wollten, so haben ehemalige Philomaten aus Kulm, Königsberg und Neustadt bei ihrem Studium in Königsberg daselbe auch für Ostpreußen tun wollen. Da aber der Senat der Königsberger Universität die Gründung einer Studentenverbindung nicht genehmigte, gründete man 1877 einen polnischen geselligen Verein. Man wollte vor allem die Ermländer und Masuren heranziehen. Die Ermländer jedoch zogen es vor, in die unter den Einwirkungen des Kulturkampfes damals neugegründete katholische Verbindung einzutreten und auch bei den Masuren, die wiederum alle fanatisch protestantisch waren und sich zu der Verbindung „Masovia“ zusammenschlossen, hatten die Polen keinen Erfolg. Die Masuren nahmen nur hin und wieder die Hilfe der Polen in Anspruch, um sich in der polnischen Sprache zu vervollkommen. Daher versuchten die Polen, auf andere Weise zu ihrem Ziele zu kommen. Ein Mitglied des Philomatenvereins, J. Osowski, nahm eine Hauslehrerstelle in der Gegend von Lyck an, hielt dort Vorträge und verteilte die polnische landwirtschaftliche Zeitung „Gospodarz“, doch verhinderte ihn sein früherer Tod, die angeknüpften Beziehungen auszunutzen. Der Königsberger Verein ist dann bald in Verfall geraten, die pommerellischen Studenten wandten sich wieder mehr nach Berlin und Breslau, und die aus dem Verein hervor-

gegangenen Gymnasiallehrer wurden sehr bald nach Westdeutschland veretzt.

[Karnowski, J. Pedagogika filomacka i jej wyniki. Die philomatische Pädagogik und ihre Erfolge. Mestwin II (1926) 129—130.

Karnowski, J. Pogląd historyczny na genezę i rozwój kółek filomackich. Historischer Überblick über die Entstehung und Entwicklung der philomatischen Vereine. Mestwin II (1926) 127—129.

Karnowski, J. Język polski w gimnazjum Brodnickim i tamtejsze towarzystwo filomatów od roku 1873 do procesu Toruńskiego r. 1901. Die polnische Sprache im Strasburger Gymnasium und der dortige Verein der Philomaten von 1873 bis zum Thorner Prozeß 1901. Zapiski Tow. Nauk. Tor. VI, 11—19.

Łęgowski, Dr. Filomaci pomorscy założycielami Kółka Towarzystwskiego Polskiego w Królewcu. Die pommerellischen Philomaten als Gründer des polnischen geselligen Vereins in Königsberg. Mestwin II (1926), 130—131.

Mańkowski, B. Znaczenie zrzeszeń filomackich dla Pomorza. Die Bedeutung der Philomatenverbände für Pommerellen. Mestwin II (1926), 121—123.] **(56)**

Die Bedeutung der polnischen Kohlenausfuhr für die skandinavischen Staaten.

In der Warschauer Zeitung „Epoka“ weist Dr. F. Hilchen darauf hin, daß vor dem Erscheinen der polnischen Kohle in der Ostsee im Jahre 1925 die Preise für englische Kohle entsprechender Qualität sich auf 14,6—17 sh für die Tonne sob englische Häfen beliefen. Wenn man als Mittel 15,6 sh annehme und diesen Satz mit den gegenwärtigen Preisen für englische Kohle vergleiche, so sei ein Unterschied von mindestens 3 sh zu beobachten. „Wenn wir berücksichtigen, daß der polnische Kohlenexport über Gdingen, Danzig und Dirschau gegenwärtig ca. 6 Millionen to jährlich beträgt, von denen wir 5 Millionen auf die skandinavischen Staaten und das ganze Baltikum rechnen, so haben bei dem jetzigen Stande der Preise die skandinavischen und baltischen Staaten eine jährliche relative Ersparnis von 15 Millionen Schilling.“

In einem weiteren Kampfe zwischen englischer und polnischer Kohle hätten aber trotz gegenteiligem Anschein die skandinavischen und baltischen Abnehmer der englischen und polnischen Kohle kein Interesse. Denn dieser Kampf könnte nur zu ihren Ungunsten ausschlagen. Entweder einigten sich die englischen und polnischen Exporteure auf der Grundlage, daß der Kohlenpreis wieder die alte Höhe erreicht, oder aber die englische Kohle verdrängte die polnische, und dann träten automatisch wieder die alten englischen Preise ein.

Verfasser macht den skandinavischen und baltischen Staaten den Vorschlag, nach dem Muster der Schweiz Einfuhrkontingente für englische und polnische Kohle festzusetzen. Wenn einer der beiden Importeure den Preis steigerte, könnte sein Kontingent zu Gunsten des billigeren verringert werden, so daß dann gleichsam automatisch ein Ausgleich bald geschaffen würde.

Unter diesem Titel macht der Verfasser, der als Beamter im Ministerium für Handel und Industrie tätig ist, in einer neuen Zeitschrift „Droga“ (der Weg), sehr wichtige, wenn auch tendenziöse Ausführungen zu der von ihm behaupteten Tatsache, daß sich die Industrie im polnischen Teil Oberschlesiens vollkommen von Deutschland emanzipiert und auf den polnischen Markt umgestellt habe.

In den sechs Jahren, da Oberschlesien zu Polen gehöre, seien wichtige wirtschaftliche Umwandlungen eingetreten, welche die polnische These bestätigten, „daß Oberschlesien schon vor dem Weltkrieg wirtschaftlich nach Polen gravitierte, und daß es sich bei Deutschland nicht wirtschaftlich entwickeln kann (S. 67). Aber auch schon vor und während des Weltkrieges sei von deutscher Seite behauptet worden, daß Oberschlesiens Industrie mit der rheinisch-westfälischen nicht konkurrieren könne. Besonders reichhaltiges Material betr. die wirtschaftliche Abhängigkeit Oberschlesiens von Polen könne man in dem großen Sammelwerk finden, das 1913 in Breslau unter dem Titel „Handbuch des ober-schlesischen Industriebezirks“ erschienen sei. Hier sei nachgewiesen, daß der Verbrauch ober-schlesischen Eisens und Stahls in Deutschland, der im Jahre 1871 noch 15 % betragen habe, im Jahre 1913 auf 5 % gefallen sei. Die Produktion selbst sei in Oberschlesien nur recht langsam gestiegen, während sie im Rheinland und Westfalen schnell gestiegen sei, den ersten Platz in Europa erreicht und sogar England überflügelt habe.

Auch die anderen Produktionsgebiete in Deutschland: Lothringen, Saar, Mitteldeutschland seien bedeutender gewesen als Oberschlesien. Der Hauptabnehmer für die ober-schlesische Industrie sei Oberschlesien selbst gewesen. Selbst die Provinz Posen habe im Jahre 1913 nur 36 % ober-schlesisches Eisen, dagegen aber 64 % Eisen aus anderen deutschen Gebieten verbraucht. In Pommerellen seien die Zahlen noch ungünstiger gewesen, nämlich: 18 % und 82 %. In ähnlicher Lage habe sich die ober-schlesische Kohlenproduktion befunden.

Diese Verhältnisse hätten seit dem Ende des Weltkrieges eine grundlegende Wandlung erfahren. In der Genfer Konvention von 1922 sei ausgemacht worden, daß bestimmte ober-schlesische Produkte solange zollfrei nach Deutschland eingeführt werden sollten, bis dessen Produktion sich den veränderten Verhältnissen angepaßt habe. Deutschland habe monatlich 1 100 000 to Kohle verlangt, mit der Motivierung, eine solche Menge sei vor dem Kriege aus Oberschlesien nach Deutschland gegangen. Diese Abmachung sei bis zum 15. Juni 1925 gültig gewesen. Die in diesem Zeitraum aus dem polnischen Oberschlesien gelieferten Kohlenmengen hätten Deutschland aus der schweren Situation gerettet, die durch die Ruhrbesetzung und deren Folgeerscheinungen hervorgerufen worden sei.

Polnisch Oberschlesien habe sich schnell den neuen Verhältnissen angepaßt: „Dank dem Besitze Danzigs konnten wir in gehöriger Weise die glänzende internationale Konjunktur ausnutzen, die sich für den Absatz polnischer und deutscher Kohle während des englischen Bergarbeiterstreiks ergab. . . . Ebenso wurde die von der deutschen Konkurrenz befreite und besonders nach dem Mai-Umsturz schnell ihre Produktion vermehrende polnische Industrie eine bedeutend größere Abnehmerin von Kohle und Eisen, als sie vor dem Zollkriege gewesen war.“ (S. 72.) Aber auch das Aufhören des englischen Streiks habe die polnische Kohlenproduktion nicht nachteilig beeinflusst, sondern im Gegenteil die Produktion von 1927 habe die von 1926 um 2,3 Millionen to übertroffen. Im ersten Halbjahr 1925, also vor Kündigung des deutsch-polnischen Abkommens habe die Kohlenproduktion monatlich 2,5 Millionen to betragen. Im zweiten Halbjahr 1925 verminderte sich die Produktion infolge des Wegfalls der nach Deutschland gegangenen 445 000 to aber nur um 150 000 to; das bedeute, daß Polen im Stande war, schon im 2. Halbjahr 1925 im eigenen Lande und durch Export 295 000 to unterzubringen. Im Januar 1926 betrug die ober-schlesische Gesamtproduktion schon 2 456 000 to, also fast soviel, wie vor dem Zollkrieg. Dieser Zu-

(Die wirtschaftliche Unifizierung Oberschlesiens mit Polen.)

stand wurde aber schon vier Monate vor dem englischen Bergarbeiterstreik erreicht. Die Durchschnittsproduktion im Jahre 1926 habe 2 976 000 to und im Jahre 1927 gegen 3 160 000 to betragen, obwohl der Bergarbeiterstreik schon im November 1926 zu Ende war. Im Anschluß daran gibt Ringman die Fördermengen Zahlen für die einzelnen Monate an:

September 1927	3 254 000 to
Oktober "	3 417 000 to
November "	3 438 000 to
Dezember "	3 442 000 to
Januar 1928	3 451 000 to

Er glaubt aus diesen Zahlen den Schluß ziehen zu können: „Wenn man berücksichtigt, daß im Jahre 1913 die Förderung in allen jetzt auf dem gesamten Territorium Polens liegenden Gruben durchschnittlich 3 393 000 to betrug, so kann man kühn behaupten, daß wir jetzt schon die Bestätigung für die deutsche Wirtschaftstheorie der Vorkriegszeit betr. die wirtschaftliche Verbundenheit Oberschlesiens mit Polen und die Unnatur seiner Verbindung mit Deutschland haben“ (S. 72/73). Die Konsumtion obererschlesischer Kohle könne in Polen jedoch noch beträchtlich vermehrt werden, wenn erst die Ostgebiete durch Eisenbahnverbindung angeschlossen seien. Als Beweis hierfür führt der Verfasser Wilna an, daß auf den Kopf der Bevölkerung nur 70 kg Kohlen verbräuche, während für Thorn und Posen 1100 kg und Deutschland durchschnittlich 3600 kg anzusetzen seien. Große Hoffnungen setzt der Verfasser auch auf den projektierten Kohlenkanal Kattowitz-Thorn mit Abzweigung nach Lodz und Warschau.

Ähnliche Zahlen wie für die Kohlenproduktion führt Ringman auch für Eisen an: Im Jahre 1924 (also seit der zollfreien Ausfuhr nach Deutschland) produzierten die obererschlesischen Hütten im polnischen Anteil:

335 850 to Roheisen,
678 354 to Stahl,
471 821 to Walzwerkerzeugnisse.

Während der neun Monate des Jahres 1927 seien die entsprechenden Zahlen gewesen:

442 438 to Roheisen,
940 313 to Stahl,
680 895 to Walzwerkerzeugnisse.

Wenn man aus diesen Zahlen die Monatsproduktion errechne, so ergebe sich eine Steigerung von 76 % bei Roheisen, 84 % bei Stahl und 92 % bei Walzwerkerzeugnissen.

Auch in der Hüttenindustrie sei ein Aufstieg zu beobachten. Im Jahre 1924 seien 90 037 to Rohzink und 20 223 Rohblei produziert worden, in den ersten neun Monaten des Jahres 1927 dagegen 111 154 to Rohzink und 21 693 to Rohblei. Es sei also auch hier eine Steigerung von 60 und 41 % zu beobachten.

Im folgenden beschäftigt sich Ringman mit der Frage des prozentualen Anteils, den Oberschlesien an dem polnischen Export nach Deutschland gehabt habe. Er nennt für 1923, das Jahr der Ruhrbesetzung, 72 % und für die nächsten drei Jahre die Zahlen 52, 23, 12 %. Aber von diesen 12 % im Jahre 1926 entfielen noch acht Zehntel auf Zink und Blei, die auch auf dem Weltmarkte Absatz finden könnten. Wenn man diese beiden Exportgüter noch weglasse, so blieben nur 2 % übrig. „Und diese letzte Zahl ist das Symbol der fast vollkommenen Unabhängigkeit (Polnisch-) Oberschlesiens von Deutschland. Diese Zahl beweist in Übereinstimmung mit den wirtschaftlichen Vorkriegstheorien der Deutschen einleuchtend, daß dieses alte polnische Teilgebiet, das vor 600 Jahren neben dem jetzt schon verdeutschten Mittel- und Niederschlesien die Wiege des polnischen Staates bildete, daß dieses schon vor dem Weltkriege in wunderbarer Weise in nationaler Hinsicht wieder auferstandene Gebiet vollkommen unabhängig von dem deutschen Wirtschaftsorganismus geworden ist. Und zugleich beweist diese Zahl neben den oben angeführten Zahlen und Tatsachen, welche die wirtschaftliche Entwicklung Oberschlesiens charakterisierten, daß Oberschlesien schon wirklich das Rückgrat des

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

polnischen Wirtschaftsorganismus, ja geradezu der Hauptpfeiler des ganzen Gebäudes unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit geworden ist. Ohne diesen Pfeiler käme die Existenz unserer baltischen Häfen ins Wanken, oder zum mindesten ginge ihre Ausgestaltung zurück. Denn diese verdanken ihren Aufschwung zum großen Teile dem Export von oberschlesischer Kohle und oberschlesischem Eisen ferner dem Import von Erz für die oberschlesischen Hütten.

Man muß zum Schlusse unterstreichen, daß dieser Prozeß des wirtschaftlichen Zusammenwachsens von Ost-Oberschlesien mit den übrigen Gebieten des polnischen Staates sich auf eine vollkommen natürliche, — man kann sogar sagen — elementare Weise vollzogen hat. Es ist klar, — und wir haben das auch oben betont — daß die polnische Regierung nach Maßgabe ihrer Kräfte und Möglichkeiten sich bemüht hat, bei dem wirtschaftlichen Wiederaufbau und der Emanzipierung Oberschlesiens von Deutschland behilflich zu sein. Aber die polnische Regierung hätte selbst beim besten Willen für die Beschleunigung dieses Prozesses nicht solche ungeheuren Summen aufwenden können, welche die deutsche Regierung für die künstliche Blüte des westlichen, bei Deutschland gebliebenen Teiles von Oberschlesien ausgegeben hat." (S. 77).

Ganz abgesehen davon, daß die Darstellung des Verfassers in reichlich optimistischem Tone gehalten ist, dürften diese letzten Bemerkungen geradezu die Dinge auf den Kopf stellen. Denn es bedarf keines besonderen Beweises, daß die Wirtschaftsblüte Polnisch-Oberschlesiens mit dem Augenblicke aufhören würde, da der Kohlenexport ins Stöcken geriete. Aber dieser Kohlenexport ist nur so lange rentabel und möglich, als die ihm gewährte Frachtermäßigung auf den polnischen Staatsbahnen, welche den polnischen Staatschatz eingeständenermaßen jährlich mindestens 18 Millionen Zloty kostet, andauert.

[Gospodarcza unifikacja Górnego Śląska z Polską; in der Zeitschrift: „Droga“ (der Weg), Nr. 1 (Januar 1928), S. 67 ff.]

(63)